

Der Blick vom Turm

Eine Lange Nacht über Günther Anders

Autor: Lou Brouwers

Regie: der Autor

Redaktion: Dr. Monika Künzel

Sprecher*innen: Bernt Hahn, Günther-Anders-Sprecher
Ursula Illert, Erzählerin
David Vormweg, Sprecher
Claudia Mischke, Sprecherin

Sendetermine: 9. Juli 2022 Deutschlandfunk Kultur
9./10. Juli 2022 Deutschlandfunk

Urheberrechtlicher Hinweis: Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf vom Empfänger ausschließlich zu rein privaten Zwecken genutzt werden. Jede Vervielfältigung, Verbreitung oder sonstige Nutzung, die über den in den §§ 45 bis 63 Urheberrechtsgesetz geregelten Umfang hinausgeht, ist unzulässig.

© Deutschlandradio - unkorrigiertes Exemplar - insofern zutreffend.

1. Stunde

Schreibmaschine / Musik

GÜNTHER-ANDERS-SPRECHER:

Es gibt Tatsachen, die obwohl nicht ausdrücklich unterdrückt, keinem Zeitgenossen bekannt zu sein scheinen. Wären sie bekannt, sie würden uns wegen ihrer Monstrosität täglich von neuem atemlos machen. Das unglaublichste Beispiel ist die Tatsache, daß die Charta des „Internationalen Militärtribunals“ in Nürnberg, dasjenige Dokument also, in dem der Begriff „Verbrechen gegen die Menschlichkeit“ zum ersten Mal juristisch kodifiziert und die Verantwortlichkeit und Strafwürdigkeit der an derartigen Verbrechen beteiligten Individuen zum ersten Male festgelegt wurde – daß dieses Dokument das Datum des 8. August 1945 trägt.

Was ist am 8. August 1945 geschehen?

Am 8. August 1945 sind die letzten strahlenverseuchten Opfer von Hiroshima, nachdem sie auf allen Vieren durch den Schutt kriechend versucht hatten, sich zu retten, im Umkreis ihrer Stadt zusammengebrochen und verendet.

Und am 8. August 1945 hatten die Einwohner von Nagasaki gerade noch 24 Stunden Galgenfrist, um ahnungslos herumzugehen, zu liegen, zu arbeiten, zu essen, zu schlafen, zu lachen, zu weinen und zu lieben. Ehe es auch sie traf. In anderen Worten: dasjenige Dokument, in dem der Begriff „Verbrechen gegen die Menschlichkeit“ und der Verantwortlichkeit und Strafwürdigkeit der an derartigen Verbrechen beteiligten Individuen zum ersten Male völkerrechtliche Realität wurde – dieses Dokument ist zwei Tage nach Hiroshima und einen Tag vor Nagasaki formuliert worden. Von vornherein war der Text von Verbrechen gegen die Menschlichkeit umrahmt gewesen. Und natürlich von Verbrechen, die mit den Maßen dieses Dokuments niemals gemessen und auf Grund dieses Dokuments niemals bestraft worden sind.

Kein Datum der Weltgeschichte ist abenteuerlicher. Und wohl keine Tatsache tiefer deprimierend als die, daß es unter den Milliarden von Zeitgenossen, die von den zwei Fakten Nürnberg und Atombombe gehört haben, keinen einzigen gegeben hat, dem deren Koinzidenz in die Augen gesprungen wäre.

ERZÄHLERIN

So schreibt Günther Anders 1967 in seinem Text ‚Das monströseste Datum‘. Bei einem größeren Publikum ist Günther Anders bekannt als der Philosoph des Atomzeitalters: vor allem durch seinen Briefwechsel mit dem amerikanischen Piloten Claude Eatherly, der am Bombenabwurf auf Hiroshima am 6. August 1945 beteiligt gewesen war. Der Briefwechsel wird Anfang der 1960er Jahre weltweit veröffentlicht und legt den Grundstein für die wachsende Bekanntheit des Philosophen. Zu diesem Zeitpunkt hat Anders bereits ein bewegtes Leben hinter sich. Geboren wird er 1902 in

Breslau, als Kind deutsch-jüdischer Eltern: dem Psychologen William Stern und der Psychologin Clara Stern. Über ihre drei Kinder – zwei Töchter und einen Sohn – führen sie ausführliche Studentengebücher. Sie beobachten, dass der eigensinnige, hochbegabte Sohn vielseitig talentiert ist, musikalisch, malerisch und sprachlich. In Freiburg und Marburg studiert Günther Philosophie bei Ernst Cassirer, Martin Heidegger und Edmund Husserl. Während des Studiums lernt er seine erste Frau kennen: Hannah Arendt – die Ehe hält jedoch nicht lange. Nach der Machtübernahme der Nazis 1933 flieht Günther Anders zunächst nach Paris, und drei Jahre später in die Vereinigten Staaten, wo er unter anderem Vorlesungen über die Philosophie der Kunst hält und sich mit dem Denken Heideggers auseinandersetzt. 1950 kehrt er nach Europa zurück: Gemeinsam mit seiner zweiten Ehefrau, der Schriftstellerin Elisabeth Freundlich zieht er nach Wien. Hier entwickelt er eine neuartige, kritische Philosophie der Technik – und veröffentlicht zahlreiche Bücher. Geschrieben hat er schon sein Leben lang, oft aber für die Schublade. Nicht nur Essays über Philosophie, Kunst, Musik und Literatur, sondern auch Tagebücher, Gedichte, Fabeln, einen Roman und vieles mehr. Schreiben und Denken waren seine Leidenschaft. Selbst als seine Hände durch Arthritis stark angegriffen waren, schrieb er weiter auf seiner Schreibmaschine – jetzt mit einem Stift in der rechten Hand, um die Tasten besser zu treffen. Über seine Arbeitsweise erzählt er 1978 in Wien dem Autor dieser Langen Nacht - also Günther Anders im Originalton:

O-TON (0) GÜNTHER-ANDERS:

Wenn ich einen kleinen Gedanken habe, schreibe ich ihn nieder und erst im Niederschreiben wird mir der Gedanke klarer und klarer, und wenn ich etwa eine Seite geschrieben habe, dann tippe ich sie ab, um das Abgetippte zu verbessern. Das Verbesserte, das nicht nur eine Verbesserung des ersten Textes ist, sondern oft schon eine neue Version, tippe ich wieder ab, und dieser Prozess wiederholt sich, oft zehn oder fünfzehn Mal, und dann gibt es eine letzte Version, an der ich nichts mehr zu verbessern habe, und auf dieser Version schreibe ich ein i – das bedeutet *imprematum*: es darf gedruckt werden....

ERZÄHLERIN:

Über Günther Anders Leben werden wir in der 2. Stunde dieser Langen Nacht mehr erfahren. Und in der 3. Stunde werden wir nachvollziehen, wie Anders schließlich in die Rolle des biblischen Noah schlüpft – und zum verzweifelten Komödianten wird. Zunächst jedoch wird es darum gehen, worin seine Technikphilosophie besteht und wie sie mit seinen Gedanken zum Atomzeitalter zusammenhängt. Vieles von dem, was Günther Anders dazu schreibt, ist nicht für ein akademisches Publikum bestimmt. Günther Anders möchte von allen verstanden werden. Schließlich hängt die Bombe nicht nur über den Dächern der Universitäten. Die Entwicklung der Atombombe ist für

Anders der Beginn eines neuen technologischen Zeitalters, das mit dem Atombombenabwurf über Hiroshima am 6. August 1945 anfang.

O-TON (1) Präsident Truman, English:

A short time ago an american aeroplane dropped one bomb on Hiroshima and destroyed its usefulness to the enemy. That bomb has more power than 20.000 tons TNT. The Japanese began the war from the air at Pearl Harbour. They have been repayed many fold. And the end is not yet. With this bomb we have now added a new revolutionary increase in destruction.

ERZÄHLERIN

So US-Präsident Truman, am Abend des 6. August 1945. Günther Anders erinnert sich später in einem Interview an diesen Tag:

GÜNTHER-ANDERS-SPRECHER:

Ich erinnere mich sehr genau, ich war in New York damals, und es kam übers Radio, und ich wußte zufällig Bescheid, da ich einen Physiker gekannt habe, einen sehr begabten Atomphysiker, (...) ich wußte, daß die Möglichkeit der unübersehbaren Zerstörung gegeben war, so viel wußte ich. Als dann die Nachricht kam, am Abend des 6. August 1945, da wurde ich bleich. Daß das etwas qualitativ und schicksalsmäßig völlig anderes war, haben die anderen damals nicht gesehen, und ich kann nicht sagen, daß ich in den ersten 5 Jahren, obwohl ich begriffen hatte, was da los war und daß es so unbegreiflich war, daß es die anderen nicht begriffen, – ich war nicht in der Lage, darüber zu schreiben. Ich habe erst hier, also in Europa, angefangen, ich habe mich gezwungen darüber zu schreiben, und ich habe es ja beschrieben, wie es entstanden ist. Ich habe vor dem weißen Papier gesessen und versucht, über die Ungeheuerlichkeit zu schreiben, und fand nicht die Worte und konnte mir auch das, worüber ich schreiben wollte, nicht vorstellen. Und da habe ich einen philosophischen Trick angewandt und habe gesagt: Die Tatsache, daß ich das nicht kann, es mir vorzustellen, ist vielleicht das Schreckliche. Und so bin ich also zu dem, was ich das prometheische Gefälle nannte, gekommen. Durch mein Versagen, weil ich nicht darüber schreiben konnte. Das war vielleicht wirklich ein wichtiger Augenblick in meiner philosophischen Biographie.

ERZÄHLERIN

In dieser Zeit, Anfang der 1950-er Jahre, als er noch dabei ist sein Thema zu finden, reist Anders in Deutschland und Frankreich herum, notiert in seinen Tagebüchern, was er beobachtet, und formuliert bereits Gedanken, die wir in systematischer Form in seinen späteren Werken wiederfinden.

GÜNTHER-ANDERS-SPRECHER:

Paris, 1950. Was uns entsetzt, ist nicht das Veränderte, sondern das Gleichgebliebene. „Daß das noch da ist“, sagen wir zwar auch; vor jeder alten Laterne sagen wir das, vor jeder vertrauten Häuserfront, vor jedem Ladenschild von damals. Aber nicht im Tone der Erlöstheit sagen wir es, sondern tief befremdet, als sei eben gerade die Beständigkeit das Unfaßbare, das Unerlaubte, das Unmögliche. –

Ich weiß, gründlich mißverständlich klingt das. Als hätten wir erhofft, jedes Stück verwüstet und keinen Stein auf dem anderen zu finden. Wo jedes in Europa zusammenbrechende Haus in unsere Träume drüben hineingedonnert hatte. – Was meine Ich? Die Schamlosigkeit der beliebigen Dinge, die Apokalypse überdauert zu haben, als hätte die sie nichts angegangen; daß sie ihren Mund halten und die Toten verschweigen. –

Da stand ich zum Beispiel heute Vormittag bei der Boulangerie N., vor der vor vierzehn Jahren mein Cousin Walter Benjamin zum letzten Male zu mir gesprochen hatte. Am gleichen Nachmittage war ich abgefahren. Vier Jahre später war Walter bereits in der Falle Hitlers verschwunden. – Heute stand ich nun also vor diesem selben Schaufenster, und der Laden tat so, als wäre niemals auch nur das Mindeste vorgefallen. Er, mit seinen petit pains und brioches... nein, die ganze Straße mit ihren Stühlen und Passanten, selbst Bäume und Himmel schienen mir aufs Unerhörteste zu simulieren. Ihre Unbelebtheit stellten sie als Alibi aus. Das gleiche, in Form eines Hörnchens geschnittene, Eisenblech, Zeichen des Bäckerladens, das damals in seine letzten Worte hineingeklirrt hatte, klirrte nun mit dem gleichen Tone in meine Gedanken hinein. Wie kann es sich das herausnehmen? Wie kann es sich unterstehen, da zu sein? Dageblieben zu sein? Womit weist es seine Vorzugstellung aus? Als Zeugnis der absoluten Beliebigkeit, als Beweisstück für die totale Ungerechtigkeit des Weltgeistes hängt es da oben. Und weil es nicht zum Opfer fiel, entsetzt es.

[[Berlin, 19. Juni 1953, Kurfürstendammterrasse, 22 Uhr. Nicht um zu beleuchten, glänzt hier das Licht, sondern um zu verleugnen. Nicht um Seiendes zu bestätigen, sondern um das Nichtsein der Stadt zu verdunkeln. Nicht um uns sehend zu machen, sondern um uns zu blenden. Architekturen wirft es ins Dunkel, wo keine stehen. Portale schmückt es, die nicht sind. Es ist der unreelle Baumeister im Irrealen. Weil es leuchtet, scheint es zu beleuchten. Wahrhaftig *es scheint*: in des Wortes doppelter Bedeutung. Denn was es zeigt, ist nichts als es selbst.]]

ERZÄHLERIN

1956, elf Jahre nach dem Bombenabwurf über Hiroshima, veröffentlicht Günther Anders den ersten Band seines Hauptwerkes: „Die Antiquiertheit des Menschen – über die Seele im Zeitalter der zweiten industriellen Revolution.“ Es ist der erste Entwurf seiner Technikphilosophie. Darin fängt Anders an, die Segnungen des technischen Fortschritts infrage zu stellen – und findet kompromisslose Antworten. Etwa beleuchtet er das Verhältnis zwischen dem Menschen und seinen Geräten – und kommt zu dem Schluss, dass der Mensch vom Beherrscher zum Diener seiner Apparate geworden ist.

Seine ehemalige Frau Hannah Arendt, mit der Anders noch freundschaftlich verbunden ist, ist von dem Buch begeistert und schreibt ihm aus New York einen Brief:

SPRECHERIN:

„Lieber Günther, erst kam Dein Brief, aber dann kam auch Dein Buch. Ich las sofort den Essay über die Atombombe – der ist ausgezeichnet. Das Beste was darüber existiert. Vor allem, dass dies weder ein Ding noch ein Mittel ist, und dass es sich hier nicht mehr um Experimente handelt, weil die ganze Erde zum Laboratorium geworden ist. Ich hoffe, dass dies bald die Spatzen von den Dächern pfeifen werden, denn es sind ja eigentlich Binsenwahrheiten, wenn sie auch niemand weiß. Überhaupt wird es in nächster Zeit nur auf Binsenweisheiten ankommen. Sehr gefallen hat mir auch Dein Entschluss, die ganze akademische Terminologie resolut fallen zu lassen und Dich nicht zu scheuen, zu moralisieren. Da Du ohnehin von Natur Moralist bist, kannst du es herrlich.“

ERZÄHLERIN

Der Essay, auf den sich Hannah Arendt hier bezieht, trägt den Titel: „Über die Bombe und die Wurzeln unserer Apocalypse-Blindheit“. Darin schreibt Günther Anders:

GÜNTHER-ANDERS-SPRECHER:

Es gibt Themen, die man bereits dadurch verfehlt, daß man sie falsch adressiert. Da die Bombe nicht über unseren Universitätsgebäuden hängt, sondern über unser aller Häuptern, wäre es ja auch nicht angemessen, einer Fachgruppe etwas über die mögliche Apocalypse vorzuphilosophieren.

Im Übrigen scheint mir die akademische Philosophie auch am wenigsten ‚interessiert‘ an diesem ‚Thema‘, da sie sich ja gewöhnlich erst dann bequemt, die Schläge, die die Wirklichkeit auf uns niederfallen läßt, in ‚Probleme‘ zu verwandeln, wenn die Opfer dieser Schläge nicht nur schon tot, sondern auch schon vergessen sind.

[[Es betrifft die Menschheit als ganze, die, wenn sie unterginge, alle Erinnernden und alle möglichen Erinnernden von morgen und übermorgen mit ins Dunkel risse (...). Nichts, das nicht vergeblich gewesen wäre: kein Volk, keinen Menschen, keine Sprache, keinen Gedanken, keine Liebe, keinen Kampf, keinen Schmerz, keine Hoffnung, keinen Trost, kein Opfer, kein Bild, kein Lied, kurz: nichts, das nicht nur „gewesen“ gewesen wäre.]]

„Am Ende des Weges zeichnet sich immer deutlicher das Gespenst der allgemeinen Vernichtung ab“ – so schrieb Einstein in seiner Botschaft an die italienischen Atomwissenschaftler. Was übrigbliebe, wäre keine geschichtliche Situation mehr; sondern ein Trümmerfeld, unter dem alles, was Geschichte einmal gewesen, begraben läge. Und wenn der Mensch doch überlebte, dann nicht als geschichtliches Wesen, sondern als ein erbärmlicher Überrest: als verseuchte Natur in verseuchter Natur.

Wenn es jemanden gibt, wenn es jemanden gegeben hat, der die Kompetenz besaß, die Lage zu beurteilen, so war es Einstein. So also beurteilte er die Lage. Und wir lesen es in den Zeitungen. Und wie reagieren wir darauf? Eben so, wie wir auf Zeitungsnachrichten reagieren: Gar nicht.

So also ist die Situation.

So beängstigend.

Aber wo ist unsere Angst?

Ich finde keine. Noch nicht einmal eine, wie sie etwa bei der Gefahr einer Grippe-Epidemie aufträte. Sondern eben überhaupt keine. – Wie ist das möglich?

[[Freilich der Augenblick, in dem die Bombe auftauchte, der war, wenn man so sagen darf, der regiemäßig ungünstigste, der dafür hatte gewählt werden können. Denn es war eben gerade jener Augenblick in der Abschlußphase des Krieges, in dem sich die aktuelle Angst, die Diktatur und Krieg mit sich gebracht hatten, zum ersten Male zu entspannen begann; der Augenblick, in dem Millionen sich nach Jahren zum ersten Male wieder ohne Angst vor Polizei oder Nachtangriff schlafen zu legen wagten; der Augenblick, in dem man sich, in weniger mitgenommenen Teilen der Welt, zum ersten Male wieder daran machte, ‚good old life‘ erneut aufzunehmen. Und in diesem Moment des Aufatmens hätte man sich auf eine neue Gefahr, auf eine von angeblich unvergleichlich größerem Maßstabe einstellen sollen? Mindestens auf die *Möglichkeit* einer solchen ungeheuren Bedrohung? Das wehrte man ab; das war undurchführbar. Eine Gefahr, die man nicht als Bedrohung der kommenden Nacht zu verstehen brauchte, war damals lächerlich. Also faßte man sie nicht auf. – Was man aber im ersten Augenblicke aufzufassen versäumt hatte, das nachzuholen war nicht mehr möglich. Nach einem Jahr war die Gefahr bereits etwas Vertrautes, etwas hundert Male Gelesenes, etwas Langweiliges. Und heute ist sie nun schon ein ‚good old danger‘, ein liebes altes Stück unseres Nachkriegslebens.]]

ERZÄHLERIN

Die mangelnde Angst vor der Atombombe, die Anders hier diagnostiziert, hat für ihn mit einer grundsätzlichen Beschränktheit unserer Vorstellungskraft zu tun. Eine Beschränktheit, die er auch in unserer Wahrnehmung des Holocaust erkennt. Dazu Günther Anders im Originalton, Wien 1978:

O-TON (2) GÜNTHER ANDERS:

Ja, in der Tat war nach Hiroshima Auschwitz das Entscheidende, das entscheidende Erlebnis für mich, die Tatsache der Liquidierung der 6 Millionen Juden in Auschwitz, Maidanek, Bergen-Belsen, usw. Und ich hatte versucht, das, was ich hörte und was ich kaum glauben konnte mir doch vorzustellen, und ich habe versucht es mir zählend vorzustellen, einen Toten mir vorzustellen, dann zwei, dann drei, dann vier, bei fünf wurde es schon etwas Vage. Zehn Tote konnte man noch vor sich sehen als Bild, aber

dem konnte man emotional schon nicht mehr nachkommen. Hundert Tote sind schon beinahe eine Ziffer. Tausend Tote ist eine Zeitungsnachricht über die man hinweg liest. Sechs Millionen Tote war unvorstellbar. Und in der Tat habe ich durch das Erlebnis von Auschwitz das Problem der Beschränktheit unserer Vorstellungskraft und unsere Emotionalität zum ersten Mal formuliert. Ich sage Beschränktheit, dieses Wort gebraucht man gewöhnlich und wurde bis heute gebraucht um eine Limitiertheit der Verstandeskkräfte anzuzeigen. Ich meine aber eine Limitiertheit nicht nur der Vorstellungskraft, sondern unserer Affekte und Emotionen. Wir sind unfähig, wenn wir hundert Menschen aus einem Flugzeug in Vietnam vernichten, die hundert Toten zu bereuen. Wir sind zu beschränkt, seelisch und emotional zu beschränkt um eine... um richtig dem, was wir tun und tun sollen, nachzukommen (...) durch die technologische Entwicklung. Und es entstehen dadurch höchst sonderbare Situationen, wenn ich einen Augenblick springen darf von Auschwitz zu Vietnam, von einer Hölle zur anderen Hölle. Denn wirklich mein ganzes denkerisches Leben besteht ja nur aus der Interpretation von Höllen – es ist ja eine Höllenphilosophie.

Wenn man eine Bombe wirft aus ungeheurer Höhe sieht die Wirklichkeit gar nicht mehr wie die Wirklichkeit aus, sondern wie eine Puppenwelt. Das werden wir alle ja schon beim Fliegen beobachtet haben, wenn wir herunterblickten und eine Stadt sahen – die Stadt war keine wirkliche Stadt, und Sie hätten sicher auch keine Hemmung gehabt eine Bombe zu werfen, weil es keine Bombe auf einer wirklichen Stadt gewesen wäre, sondern auf einer imaginären Stadt. Wenn man aber einen einzelnen Menschen umbringt, den man vor sich sieht, dessen Blick man sieht, der nicht weit entfernt ist, sondern im engsten Lebensraum mit einem zusammen ist, da hat man die ungeheuersten Hemmungen und ist das Tabu wirksam. Oben ist das Tabu unwirksam. Unten ist das Tabu wirksam.

ERZÄHLERIN

Die Art und Weise, wie Anders über die atomare Bedrohung nachdenkt, hat auch mit seiner eigenen Biographie zu tun – denn er selbst hat einiges zuvor Unvorstellbares, Ungeheuerliches erlebt. Zu den Zäsuren seines Lebens, den Momenten, die sein Denken verändert haben, sagt Günther Anders in einem Interview im Jahr 1979:

GÜNTHER-ANDERS-SPRECHER:

Der 6. August 1945 war wohl die schärfste Zäsur in meinem Leben, aber durchaus nicht die erste. Schon als 15-jähriger habe ich den Schrecken des ersten Weltkrieges miterlebt. Der zweite Schnitt war Hitlers Machtantritt: Denn ich wußte schon vor diesem, daß Hitler den Weltkrieg bedeuten würde; in Frankreich habe ich mich schon vor 1933 lächerlich mit dieser Voraussage gemacht. Subjektiv äußerte sich dieser Schnitt dadurch, daß ich mich in einen verdüsterten und für Mitmenschen, namentlich für meine damalige Frau Hannah Arendt, schwer erträglichen Kautz verwandelte, der nicht nur – was er erst lernen mußte – Tag für Tag kontinuierlich und konzentriert

haßte, sondern der sich (als hätte das irgendwie irgendwann nutzen können) zum Hassen verpflichtet fühlte. – Der dritte Schnitt war die Meldung von der Einrichtung der Konzentrationslager – also die Nachricht, daß der Mensch des Zeitalters der Massenindustrie nun auch Leichen in Millionen industriell herstellte – kurz: Auschwitz. Die zweite und dritte Zäsur haben mich zum politischen Schriftsteller gemacht. Auf die vierte, Hiroshima, habe ich dagegen erst einmal, und zwar jahrelang, als Schriftsteller nicht reagieren können, ich blieb erst einmal stumm – aber nicht deshalb, weil ich die Ungeheuerlichkeit der Ereignisse nicht verstanden hätte, sondern umgekehrt deshalb, weil mein Vorstellen, Denken, mein Mund und meine Haut vor der Ungeheuerlichkeit der Ereignisse streikte.

Was dann schließlich – inzwischen war ich nach Europa zurückgekehrt – zustande kam, war das Kapitel in der „Antiquiertheit des Menschen“ über die „Wurzeln unserer Apokalypseblindheit“, und über die Diskrepanz zwischen dem, was wir herstellen und was wir vorstellen können. In der Tat glaube ich auch heute noch, daß ich mit der Betonung dieser Diskrepanz die *conditio humana* unseres Zeitalters und aller folgenden Zeitalter, sofern uns solche noch vergönnt sein sollten, charakterisiert habe; und daß Unmoralität oder Schuld heute nicht in Sinnlichkeit oder in Untreue oder Unehrllichkeit oder Sittenlosigkeit, noch nicht einmal in Ausbeutung besteht, sondern in Phantasielosigkeit. Und daß, umgekehrt, das erste heutige Postulat lautet: Erweitere deine Vorstellungskraft, damit du weißt, was du tust. Das ist übrigens umso nötiger, als die Wahrnehmung dem, was wir herstellen, auch nicht gewachsen ist. Wie harmlos sehen doch die Zyklon-B-Behälter aus – ich sah sie in Auschwitz – mit denen Millionen vertilgt wurden! Und wie gemütlich schaut ein Atomreaktor mit seinem Kuppeldach aus! Obwohl selbst unzulänglich, nimmt die bewusst gedrillte Phantasie ungleich mehr ‚wahr‘ als die Wahrnehmung. Gerade um der Empirie gewachsen zu bleiben, haben wir, wie paradox das auch klingen mag, Phantasie aufzubringen. Diese ist die ‚Wahrnehmung‘ von heute.

ERZÄHLERIN

In seinem Buch „Die atomare Situation“ von 1972 – ursprünglicher Titel: „Endzeit und Zeitenende“ – führt Günther Anders seine Gedanken aus der „Antiquiertheit des Menschen“ fort:

GÜNTHER-ANDERS-SPRECHER:

Die Klimax moralischer Schizophrenie haben wir nach Bekanntwerden der angeblich unbekannt gewesenen Zustände in den Hitlerschen Vernichtungslagern miterlebt. Es ist ja sogar vorgekommen, daß diejenigen, die an der Liquidierung aktiv teilgenommen hatten, bei den Vernehmungen beteuerten, das Böse „nur getan, aber nicht gewünscht“ zu haben – ein gräßlicheres „Nur“ als dieses ist wohl kaum vorstellbar. Wie dem auch

sei, diese Kreaturen der Arbeitsteilung betrachteten es als selbstverständlich, daß ihre Gesinnung und der Tateffekt zwei einander völlig fremde Größen darstellen, die sich gegeneinander nicht verrechnen lassen.

Aber selbst diese Klimax wird in der heutigen atomaren Situation noch überboten. Und zwar eben durch die Einführung des Knopfdrucks. Ausschlaggebend ist, daß nun der Tuende nicht nur nicht mehr weiß, was er tut, sondern daß er noch nicht einmal spürt, daß er überhaupt etwas tut. Denn sein Handeln ist ja als ‚Arbeit‘ getarnt, und diese überdies als eine, die so geringe Mühe verursacht, daß sie sich sogar als ‚Arbeit‘ nicht mehr erkennen läßt.

Klassisches Beispiel einer derart ‚getarnten Arbeit‘ ist die durch Musikbegleitung in ‚fun‘ verwandelte, zum Beispiel die Arbeit jener Granatendreherinnen des letzten Weltkriegs, die, befeuert von den die Werkhallen durchtönenden Schlagern, ihr Produktionstempo zu einem lustigen Prestissimo steigern konnten.

Wenn wir aber nicht mehr wissen, daß wir etwas tun, dann können wir eben das Entsetzlichste tun. Und die Regel, die ich als ‚Harmlosigkeitsgesetz‘ formuliert habe, die findet hier ihre Anwendung: Je größer der Effekt, desto kleiner die für dessen Verursachung erforderliche Bosheit. Wenn sich in akademischen Ethiken dieses Gesetz nicht findet, so weil die Kluft, die diese Ethiken von den heutigen Wirklichkeiten trennt, so breit geworden ist, daß der Blick von Ufer zu Ufer verhindert ist, nein schon gar nicht mehr versucht wird. Wir leben im Massenzeitalter der sauberen Hände, die Inflation von Gutwilligen ist unabsehbar. In einer Sintflut von Unschuld werden wir versaufen.

ERZÄHLERIN

Raimund Bahr ist Autor des Buches „Günther Anders, Leben und Denken im Wort“. Für ihn war die Begegnung mit dem Werk von Günther Anders ein regelrechtes Aha-Erlebnis - und er sieht darin bis heute einen Schlüssel zum Verständnis der Gegenwart:

O-TON (3) Raimund Bahr:

Günther Anders hat mir sofort erklären können, warum es ist, wie es ist. Und seither kann ich die Welt auch besser erklären. Nicht nur mir, sondern auch anderen. (...) Ich glaube, er war ein unfassbar luzider Geist, im Sinne dessen, dass er Dinge sehr schnell verarbeiten konnte, die er gesehen hat. Er war mitten in der technologischen Entwicklung, am Puls der Zeit. Er hat einfach hingeschaut. Viele haben ja nicht hingeschaut. (...) Ich denke, dass seine Theorie eine Theorie für das 21. Jahrhundert ist, und nicht fürs 20ste. Weil auch die Atomfrage jetzt wieder aufkommt. Wenn man sieht, was jetzt wieder an Themen kommt, das könnte man wunderbar mit Günther Anders erklären. Ich halte ihn für einen der zeitgenössischsten Essayisten überhaupt.

ERZÄHLERIN

Bernhard Lassahn, Schriftsteller und Herausgeber des Günther-Anders-Lesebuchs sagt über ihn:

O-TON (4) Bernhard Lassahn:

Er versucht, das Lebensgefühl des modernen Menschen zu beschreiben. Der Mensch ist von seiner Tätigkeit, von dem was er tut und von dem was er konsumiert, auf eine besondere Art entfremdet, die er Verbierung nennt. Es spielt eine große Rolle, dass immer diese Bilderwelt dazwischentritt. Dass der Mensch heute auf eine besondere Art und Weise in der Welt lebt, die das unmittelbare Gefühl für dieses Leben verdirbt.

Deswegen heißen diese Bücher ja auch im Untertitel: „über die Seele des Menschen“.

Er spricht tatsächlich noch von einer Seele im Zeitalter der dritten oder vierten industriellen Revolution. Über den Stand der technischen Entwicklung heute, was das mit unserem Lebensgefühl macht, was das anrichtet, wie wir fremd werden in dieser Welt, durch die Technik, die wir nicht beherrschen, aber die uns beherrscht.

(LACHT) es ist wirklich so, dass wir wie Diener sind dieser Geräte. Es ist eine sehr schöne Erzählung, eine Beobachtung von bestimmten Spielautomaten – das beobachtet er in Japan – und wo er wirklich merkt, die Menschen bedienen diese Geräte als wären sie die Diener dieser Geräte. Eine Art Glücksspiel, das sie machen, da können sie ein paar Münzen oder Kügelchen gewinnen, und sie schauen nur was diese Maschinen mit ihren verlockenden Blinklights machen, aber letztlich kniet der Mensch davor wie vor einem Altar und bedient die Technik. Die ist nicht sein Hilfsmittel, sondern er ist der Diener dieser Technik.

Er hat es fast als zwangsläufig gesehen, dass diese Technik uns auffrisst, dass die uns überholt, dass die technischen Möglichkeiten uns mehr bieten als wir unter Kontrolle haben. Und dass wir – wie er immer sagt – mehr herstellen als vorstellen. Das ist eine Formel die mir gut gefallen hat. (...) Dass wir uns über die Effekte unseres Tuns nicht im Klaren sind. Und er versucht als Lösung anzubieten, dass wir unsere Phantasie erweitern, dass wir uns doch vorstellen sollen, was wir anrichten, also bewusster leben und vor allem bewusster produzieren sollen.

ERZÄHLERIN

Seit der Industrialisierung leben wir in einem Zeitalter, in dem die Technologie, unsere Produkte, Geräte und Maschinen immer perfekter werden. Anders zufolge löst diese zunehmende technische Optimierung in uns Menschen eine Scham aus – eine „prometheische Scham“. Diesen Gedanken führt er bereits in „Die Antiquiertheit des Menschen“ aus, geschrieben Anfang der 1950-er Jahre:

GÜNTHER-ANDERS-SPRECHER:

Obwohl sturer als seine Produkte, ist der Mensch nämlich auch kurzlebiger, sterblicher als diese. Jedenfalls kommt es für ihn nicht in Betracht, mit der Langlebigkeit, um

nicht zu sagen: Unsterblichkeit, die er, wenn er nur wünscht, seinen Produkten verleihen kann, in Wettbewerb zu treten.

Natürlich, im strikten Sinne ‚unsterblich‘ sind auch unsere Produkte nicht; auch die Haltbarkeit unserer eingelegten Früchte, unserer gefrorenen Rühreier oder die unserer Langspielplatten oder Glühbirnen ist begrenzt. Aber in der Mehrzahl der Fälle sind *wir* es doch, wir Menschen, die den Produkten ihre Sterblichkeit zugewiesen, die Begrenzung ihrer Lebensdauer berechnet und dosiert haben.

Die Tatsache, daß wir uns unseren Produkten unterlegen fühlen, *obwohl* wir sie produzieren, ist ja eben der Gegenstand dieser Untersuchung. Was zählt, ist also auch hier allein unsere Benachteiligung: allein die Tatsache, daß wir selbst an der Tugend, die wir unseren Produkten übergeben, nicht teilhaben können; was in diesem Falle bedeutet, daß es keinem von uns vergönnt ist, in mehreren Exemplaren zu existieren; daß keiner die Chance genießt, wie Glühbirne oder Langspielplatte, in der Gestalt eines neuen Exemplars sich selbst zu überleben – kurz: daß wir unsere Frist weiter in obsoletter Einmaligkeit absolvieren müssen. Und das ist eben für denjenigen, der die Tugenden der Gerätwelt als vorbildlich anerkennt, wiederum ein Makel, wiederum ein Grund zur Scham.

ERZÄHLERIN:

Der Philosoph und Autor Konrad Paul Liessmann hat Günther Anders noch persönlich gekannt und hat mehrere Bücher über ihn geschrieben:

O-TON (5) Konrad Paul Liessmann:

[[Eine der umstrittensten These von Günther Anders ist ja die der prometheischen Scham, d.h. wir sind Prometheus, wir sind der Schöpfer von all diesen Technologien, wir sind die Erfinder dieser Technologien, darauf können wir stolz sein. Und gleichzeitig haben wir die nur erfunden – und das fängt jetzt an von diesen Massenvernichtungswaffen bis zur K.I. – nämlich die uns selber als Menschen und unsere Möglichkeiten übersteigt. Und deshalb schämen wir uns – so Günther Anders – .]] wir schämen uns unserer Unbedarftheit, unserer Unfähigkeit, unserer Kleinheit diesen Geräten gegenüber, dieser Omnipotenz gegenüber. Und diese Scham, so Günther Anders, – und das ist wirklich oft diskutiert worden – ist eine Art Alltagserfahrung. Immer wenn wir uns klein fühlen oder diesen Geräten gegenüber nicht kompetent fühlen, akzeptieren wir eigentlich genau dieses prometheische Gefälle, wie er das genannt hat. Diese große Differenz, die eben besagt: Nicht ich habe die Macht über die Maschine, über die Geräte, die Technik, sondern die Technik beherrscht mich. Wir versuchen uns das vielleicht schön zu reden, wir sprechen von digitalen Assistenten, und nicht von digitalen Herren, aber wir müssten natürlich von digitalen Herren sprechen. Genau diese prometheische Scham: wer gesteht sie schon gerne ein, dass er nicht souverän ist, sondern Unterworfener ist. Wer gesteht sich gerne

ein, in einer Welt, die ständig von Freiheit spricht und Selbstoptimierung, und von Powermensch und Souveränitätsgewinnung spricht – wir gesteht sich gerne ein, hier Knecht zu sein. Und nur durchzuführen was die Maschinen uns anschaffen. Wir haben viele Strategien entwickelt, um uns das schön zu reden.

Es gibt dieses Gefälle zwischen Mensch und Maschine. Nur was bei ihm noch zu einer Protesthaltung geführt hat, zu einer Form von Verzweiflung – zu einer Form von: Das kann doch nicht sein! Dass der Mensch sich hier unterwirft!! –, das haben wir ins Positive gewendet und sagen: Es ist gut so, dass es so ist! Es ist gut so, dass die Maschinen mächtiger sind als wir selber. Es ist gut so, dass wir Verantwortung an Algorithmen delegieren können. Es entlastet uns. Und wir müssen nicht mehr für das, was wir tun, verantwortlich sein, wenn die Entscheidungen ohnehin von anonymen automatischen Apparaten getroffen worden sind.

ERZÄHLERIN

Wir alle kennen diese Alltagserfahrung. Frauke Hunfeld, Journalistin und Drehbuchautorin, beschreibt sie sehr einfühlsam in einem Artikel im Spiegel aus dem Dezember 2021, unter dem Titel: ‚Kann man seinen Computer töten?‘

SPRECHERIN:

Warum bin ich zu blöd, ein Smart TV korrekt zum Laufen zu bringen, eine Soundbar zu programmieren und dafür zu sorgen, dass unser bescheuertes Küchenradio nicht immer um 3.24 Uhr morgens von allein angeht? Warum streiten wir immer sofort, wenn etwas am Computer nicht funktioniert? Warum machen uns diese Geräte so wütend?

Wir haben uns eine Welt geschaffen, der wir nicht gewachsen sind. Sie funktioniert besser ohne uns. In der Küche einer Freundin steht eine Spülmaschine, die sieht aus wie ein Raumschiff und war auch fast so teuer. Aber man kann von außen nicht erkennen, ob sie läuft. Irgendwo im Internet gibt es eine Bedienungsanleitung, aber das Problem ist nicht aufgeführt. Man muss sich hinknien und horchen, ob sie brummt, bevor man seine Tasse reinstellt, weil sonst das Wasser rausspritzt. Neulich ist das wieder passiert. Und ich habe gesehen, wie ihr Mann die superteure Spülmaschine in die Seite getreten hat.

Kein Einzelfall. 62 Prozent aller PC-Nutzer haben ihren Computer schon mal angeschrien, 31 Prozent die Maus geschlagen oder auf den Boden geworfen, 15 Prozent gegen das Gehäuse getreten. Und vermutlich sind diese Zahlen in den vergangenen zwei Jahren genauso deutlich angestiegen wie unsere Abhängigkeit von und unsere Ohnmacht angesichts der Technik. Ein IT-Fachmann des eigenen Hauses hat mir kürzlich erzählt, dass er öfter mal mit der Faust mitten in die Tastatur schlägt. In Colorado hat ein Mann vor einigen Jahren seinen Computer erschossen. Achtmal hat er mit einer Neun-Millimeter-Pistole abgedrückt. Overkill nennt man so etwas

unter Kriminalisten, ein klares Indiz dafür, dass jemand von Wut, Verzweiflung und Ohnmacht überwältigt wurde.

Die Logik der Maschinen hat sich längst auf die Logik der Prozesse übertragen. Im neuen Regierungsprogramm steht Digitalisierung ganz oben. Im Großen bin ich natürlich dafür. Im Alltag denke ich manchmal: bitte nicht. Die Digitalisierung soll alles einfacher machen und schneller. Ich frage mich oft: für wen? Und wann? Wenn ich endlose Nummern in Formulare für die Paketnachverfolgung eintrage und am Ende doch durch die Nachbarschaft irre, um meine Sendung zu finden? Wenn ich für eine Karte im Freiluftkino ein Konto „im System“ anlegen muss, noch eines zu den vielen anderen Konten, die ich in anderen Systemen angelegt habe? Wenn das Kino-Konto mit einem Code bestätigt werden soll, aber der erst mal im Spam-Ordner landet und dann die vorgesehene Antwortzeit abgelaufen ist?

Ich mache mit, weil es nicht anders geht. Ich klicke und drücke, ich bestätige und speichere, ich sende. Was ich damit genau in Gang setze, weiß ich meistens nicht – ein großes Mysterium, ein Nebel, ein Rätsel.

Was wir zu sehen bekommen von unserer Wirklichkeit ist nur noch die Benutzeroberfläche, nicht mehr die Wirklichkeit selbst. Ursache und Wirkung sind nicht mehr nachvollziehbar, man kann keinen mehr fragen, verantwortlich ist immer „das System“. Wir drücken Knöpfe, wir klicken Links, aber was dahinter geschieht: keine Ahnung. Wir sind wie die Kinder im Kasperletheater, die mit dem Kasperle mitfiebern, und schreien, wenn sie das Krokodil sehen. Die meisten von uns ahnen zwar, dass da hinter dem Vorhang einer sitzen muss, der die Puppen führt. Aber wer genau das ist, und was er bezweckt und wie man im Notfall an ihn rankommt, wissen wir nicht. Können wir nicht wissen. Hauptsache, das Stück funktioniert und hat ein Happy End. Und das Kasperle überlebt.

ERZÄHLERIN

In den 1960er Jahren schreibt Günther Anders ein Buch mit dem Titel: „Der Blick vom Mond“. Darin denkt er mit scharfem Blick über die Bedeutung der Weltraumflüge nach. Und über den Platz des antiquierten Menschen in einer technologischen Welt. Zum Beispiel, als er die Rolle des Astronauten analysiert – ein Sinnbild für den ‚einmontierten‘ Menschen:

GÜNTHER-ANDERS-SPRECHER:

Tatsächlich gibt es wohl keinen Menschen, der die von mir geschilderte Obsoletheit des bisher gültigen Menschenmodells besser illustrieren könnte als der in die abgeschlossene Kapsel einmontierte Monteur, der, ganz abgesehen davon, daß er sich von seiner irdischen Heimat entfernt, in den Apparat als Teilstück eingefügt ist; und der, um „klaglos“ gleichgeschaltet mit diesem Apparat funktionieren zu können, jahrelange „human engineering“ genannte Modifikationen seiner selbst, genauer: Verdinglichungen seines Personseins über sich ergehen lassen muß. Wirklich ist hier

das klassische Verhältnis von Mensch und Instrument total invertiert. Während bis vor kurzem das Instrument als die „Verlängerung“ des Menschen gegolten hatte, und diese Betrachtung rechtmäßig gewesen war, ist nunmehr der Mensch zum Stück bzw. zur Verlängerung des Instruments geworden. Kaum irgendwo ist diese Umkehrung, deren Herrschaft oder Nichtherrschaft über die „Antiquiertheit“ oder „Nichtantiquiertheit“ des Menschen entscheidet, so deutlich sichtbar wie im Raumflug. Und es ist gewiß kein Zufall, daß einer der intelligentesten Astronauten, nämlich der Mondbesucher Aldrin, einem amerikanischen Blatte zufolge auf die Frage eines Reporters, aus welchem Grunde die USA denn noch immer anstelle von Apparaten richtige Menschen ins Universum hineinkatapultierten, eine Antwort gegeben hat, die dem Text der „Antiquiertheit“ entnommen zu sein scheint. „Weil wir der Ansicht sind“, antwortete Aldrin nämlich, „daß Menschen zuweilen noch dazu fähig sind, eine ganze Menge von dem zu leisten, was Maschinen leisten können“. Zuweilen.

[[We can't help being giants. Das ist ein Fluch. Der Fluch, daß uns trotz minimaler Anstrengung stets Übermäßiges gelingt, daß jeder unserer Handgriffe in einen tausendfach vergrößerten Effekt umschlägt. Kein Ereignis meiner Jugend hat mich so tief erschreckt und beschämt wie der jericho- oder Laokoon-Effekt, den ich, ahnungslos auf einer Orgel herumspielend, durch unangestregtes Tastendrücken erzeugte: die Wände des Saales schienen unter dem Druck der baumstarken Bässe nachzugeben; und die Mittelstimmen, die ich da stümpernd produzierte, begannen sich durch den Raum zu winden, so als suchten sie nach einem Laokoon, um diesen zu erwürgen. Erst heute weiß ich, daß diese Minuten an der Orgel mehr als ein Privaterlebnis gewesen sind. Auch Eatherlys Hiroshima-Aktion war nichts als ein solches Orgelspiel, denn er tat so gut wie nichts, der Effekt seines beinahe-nichts-Tuns war dagegen überwältigend. Jeder Auslösehandgriff heute gehört in diese Klasse; und viele von ihnen sogar in eine noch verhängnisvollere: nämlich in die des kommandierten Orgelspiels.]] (*Idee: Echo Schreibmaschinentastatur*)

ERZÄHLERIN

Dazu erklärt der Philosoph Konrad Paul Liessmann:

O-TON (6) Konrad Paul Liessmann:

Es ist dieser Gedanke der Selbstabschaffung des Menschen, der diese Ambivalenz von Triumph und Katastrophe zeigt. Natürlich können wir einerseits stolz sein, wenn es stimmt, was diese Propheten der Digitalisierung uns versprechen, kann auch stolz sein, seine K.I. geschaffen zu haben, die uns bei weitem übersteigen wird. Das ist ein Triumph, und andererseits extrem demütigend, weil wir uns selber die Bescheinigung ausstellen, dass wir eigentlich keine Lizenz mehr haben zu existieren. Denn warum soll unser verkümmertes Leben, unser imperfektes Leben, eine schwache Intelligenz, ein krankheitsanfälliger Körper, ein sterblicher Körper, warum soll die noch irgendeine Legitimation haben diesen Erdball, diese Biosphäre zu verseuchen?

Aus einer geschichtsphilosophischen Perspektive heißt es bei ihm: Was heißt es, in einer Welt zu leben, die es womöglich nicht mehr lange geben wird – was heißt das? Und da war Günther Anders viel radikaler als zum Beispiel heutige Klima- und Umweltschützer. Was heißt es überhaupt sich auseinanderzusetzen mit der Frage, warum sollen Menschen sein? Diese technische Möglichkeit der Selbstvernichtung stellt uns ja ganz radikal vor die Frage, warum sollten Menschen eigentlich sein? Und Günther Anders – und das zeigt schon seine philosophische Schärfe und Konsequenz – hat auf diese Frage eine radikale Antwort gefunden: Es gibt keinen einzigen Grund warum Menschen sein sollen. Es gibt keinen Grund. Wir sind. Das muss ausreichen. (...) Nein, sagt Günther Anders, der Mensch ist ein Resultat von Zufällen, und als Lebewesen hat der Mensch nicht mehr und nicht weniger Daseinsrecht als alle anderen Lebewesen auch. (...) ABER es gibt auch keinen Grund, warum Menschen nicht sein sollen.

ERZÄHLERIN

Haben wir also die Kontrolle verloren?

O-TON (7) Konrad Paul Liessmann:

Wenn ich jetzt in die viel zu großen Fußstapfen von Günther Anders treten wollte, müsste ich sagen: Ja, wir haben sie verloren. Und ich glaube auch diesen euphemistischen Bekundungen nicht: Wir können Digitalisierung gestalten. Wir können gar nichts gestalten, sondern das Einzige, was uns übrigbleibt, ist zu erkennen, was mit uns geschieht.

[[ERZÄHLERIN

Schon Günther Anders selbst bezog diesen Kontrollverlust nicht nur auf die atomare Bedrohung, betont sein Biograph Raimund Bahr:

O-TON (8) Raimund Bahr:

Es geht hier nicht um die Atombombe, sondern darum, dass wir uns technologisch auslöschen können. Das geht weit über die Atombombe hinaus. Das, was ich als Erkenntnis für mich gewonnen habe: Die Atombombe war der BEGINN dieser Auslöschungsmöglichkeit. Das war erstmalig: die Möglichkeit, dass der Mensch sich mit einer Waffe auslöschen kann. Aber die Atombombe ist ja nur *eine* Waffe in einem gesamten technischen System. Er geht weit darüber hinaus in seinen späteren Texten, auch in seinen früheren schon, nämlich, dass der Mensch ein technisches System schafft, in dem er einmontiert ist und eines Tages verschwinden wird.]]

ERZÄHLERIN

Ausgehend von seinem Nachdenken über die Atombombe, fragt Anders nach den Implikationen moderner Technologie überhaupt: Was ist die grundlegende Idee der

Technik? Wohin treibt sie uns? Was ist ihre letzte Konsequenz? 1972 schreibt Anders in seinem Buch über die „atomare Situation“:

GÜNTHER-ANDERS-SPRECHER:

Unmenschliche Taten sind heute Taten ohne Menschen. Damit ist zugleich gesagt, daß es sich nicht eigentlich mehr um ‚Taten‘ im herkömmlichen Sinne handelt, vielmehr um ‚Begebenheiten‘. Die ‚Kritik der praktischen Vernunft‘ scheint zum Tode verurteilt. Die heutige Situation hat sich weit über die von Kant erahnbaren Möglichkeiten hinwegentwickelt. Wenn Kant betont, daß alles, nur der Mensch nicht, als Mittel, also als Sache behandelt werden dürfe, konnte er nicht ahnen, daß das Handeln selbst bereits dem Menschen als Menschen aus der Hand genommen sein würde.

Der den heutigen Maschinen eingebaute Trend, ohne den keine Maschine eine Maschine wäre, zielt darauf ab, ein Höchstmaß an Effekt und Machtkonzentration mit einem Mindestaufwand an menschlicher Kraftinvestierung zustandezubringen. – *Dies ist die Idee der Technik.*

Alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür – wie entsetzlich das auch klingen mag – daß die totalitäre Ära des Hitlerschen und Stalinschen Regimes keine Intermezzi gewesen sind, vielmehr die Verwirklichung dessen, auf was die Epoche eigentlich hinaus will. Nichts wäre nämlich kurzseitiger als zu glauben, daß die Möglichkeit unserer Liquidierung nur ein zufälliges Nebenprodukt einiger spezieller Apparate, z.B. der Atomwaffen, sei. Vielmehr ist die Möglichkeit unserer Liquidierung das Prinzip, das wir allen unseren Apparaten mitgeben. Denn worauf wir abzielen, ist ja stets etwas zu erzeugen, was unsere Gegenwart und Hilfe entbehren und ohne uns klaglos funktionieren könnte – und das heißt ja nichts anderes als Geräte, durch deren Funktionieren wir uns überflüssig machen, wir uns ausschalten, wir uns ‚liquidieren‘. Daß dieser Zielzustand immer nur approximativ erreicht wird, das ist gleichgültig. Was zählt ist die Tendenz. Und deren Parole heißt eben: Ohne uns.

ERZÄHLERIN

Fünf Jahre nachdem Günther Anders diese Zeilen schreibt, macht der französische Filmemacher Jean-Luc Godard den Science-Fiction-Film „Alphaville“. Der Protagonist Agent Lemmy Caution, ist ein Held, der kein Held mehr sein kann. Auf der Suche nach einem gewissen Professor von Braun, irrt er herum durch eine Welt, die von einem einzigen Computer, Alpha 60, kontrolliert wird. Von Braun hat den allmächtigen Computer erschaffen. In dieser Welt – gefilmt im damaligen Paris: die Zukunft hat schon angefangen – sind Worte wie ‚Warum‘ oder ‚Zärtlichkeit‘ verboten. Und Emotionen sind unerwünscht. Ein Mann, der um seine verstorbene Frau weint, wird zum Tode verurteilt. Und überhaupt: Alle Menschen, die sich nicht der Norm unterwerfen, werden liquidiert. Die Liebe und die Poesie sind aus dieser Welt verschwunden.

Schließlich spürt der sture Lemmy Caution Professor von Braun in der abgeschirmten Stadt Alphaville auf und versucht ihn davon zu überzeugen, mit ihm zu kommen.

O-TON (9) Film Alphaville:

Von Braun: Bleiben Sie lieber hier bei uns, Mister Caution. In zwei oder drei Tagen, wenn der Krieg beendet ist, werden wir Ihnen die Herrschaft über ein anderes Milchstraßensystem übertragen. Sie werden so viel Geld haben wie Sie wollen – und Frauen. Sehen Sie sich um, Mister Caution. Wir sind im Begriff uns zu Herren einer phantastischen Wissenschaft zu machen. Im Vergleich zu unseren Erfolgen erscheint die Beherrschung der Atomkraft durch die Amerikaner und die Russen vor 30 Jahren geradezu lächerlich.

Caution: Ja, vielleicht. Ich möchte Ihnen aber nicht verhehlen, daß Ihre Ideen, eine einfache physische und gedankliche Ordnung zu schaffen, die leicht von den Technikern zu kontrollieren ist, meinen Vorstellungen von Moral und der Berufung des Menschen völlig widersprechen...

Von Braun: Ihre Art zu denken scheint mir ziemlich befremdlich, Mister Caution. Vor vielen Jahren, vielleicht in einem länger vergangenen Zeitalter als Sie vermuten, hätte man ihre fossilen Empfindungen wahrscheinlich als erhaben bezeichnet... Sie sollten sich betrachten, denn Männer Ihrer Art wird es bald nicht mehr geben. Ihnen wird etwas sehr Übles widerfahren. Noch bei Lebzeiten werden Sie zur Legende werden, Mister Lemmy Caution.

Caution: Ja, ich habe Angst vor dem Tod. Aber für einen kleinen Geheimagenten gehört auch das zu den Alltäglichkeiten des Lebens, wie der Whisky. Ich habe mein Leben lang getrunken. Ich frage Sie zum letzten Mal: Wollen Sie nicht doch die Außenwelt wiedersehen, Professor?

Von Braun: Adieu, Mister Caution.

WIR HÖREN EINEN SCHUß.

ERZÄHLERIN

Lemmy Caution hat von Braun kaltblütig erschossen. Ein Tyrannenmord. Man könnte sich in dieser Rolle des Lemmy Caution fast Günther Anders vorstellen. Nicht nur, weil Caution wie Anders der modernen Technologie misstraut. Sondern auch, weil Anders selbst einmal zu Protokoll gegeben hat, er bereue, Hitler nicht getötet zu haben. Und der Professor von Braun im Film ist eine Referenz auf Wernher von Braun, der für Hitler die V2-Rakete entwickelte – und nach Kriegsende umstandslos in die Dienste der USA wechselt. Über Wernher von Braun schreibt Anders in seinem Buch ‚Der Blick vom Mond‘:

GÜNTHER-ANDERS-SPRECHER:

Nach Hitlers Niederlage war er sofort bereit, sein Wissen, sein Können und seine virtuelle Zerstörungskraft dem Gegner, für dessen Liquidierung er noch eben, um

Hitler zu gefallen, im Schweiß seines Angesichts gearbeitet hatte, zur Verfügung zu stellen, und nun für diesen weiterzuarbeiten, ganz so, als wechselte er nur seine Firma, und zwar zu den günstigsten Bedingungen, da die neuen Firmendirektoren ja ungleich besser zahlten als die Firma Hitler das getan hatte.

O-TON (10) Film Alphaville:

Caution: Diese Exemplare der Gattung Mensch sollen all denen, die die Welt als einen Zirkus betrachten, in dem die Kraft der Technik freies Spiel hat, zur Warnung dienen... – MUSIK

ERZÄHLERIN

Die Intuition des Schriftstellers Günther Anders war der Reflexion des Philosophen Günther Anders oft voraus. Schon 1932 schrieb er die Fabel „Der Blick vom Turm“, die die Essenz seiner späteren Theorien zu enthalten scheint, aber gleichzeitig ihr Geheimnis wohl nie ganz preisgeben wird.

DUO: GÜNTHER-ANDERS-SPRECHER + ERZÄHLERIN

Als Frau Glü von dem höchsten Aussichtsturm aus in die Tiefe hinabblickte, da tauchte unten auf der Straße, einem winzigen Spielzeug gleich, aber an der Farbe seines Mantels unzweideutig erkennbar, ihr Sohn auf; und in der nächsten Sekunde war dieses Spielzeug von einem gleichfalls spielzeugartigen Lastwagen überfahren und ausgelöscht – aber das Ganze war doch nur eben die Sache eines unwirklich kurzen Augenblickes gewesen, und was da stattgefunden hatte, das hatte doch nur zwischen Spielzeugen stattgefunden.

„Ich geh nicht hinunter!“ schrie sie, sich dagegen sträubend, die Stufen hinabgeleitet zu werden, „ich geh nicht hinunter! Unten wäre ich verzweifelt!“

ERZÄHLERIN

Dazu Konrad Paul Liessmann:

O-TON (11) Konrad Paul Liessmann:

„Der Blick vom Turm“ ist eine Fabel, die man gar nicht auf diese große Vernichtungstechnologie verwenden muss. Es ist eine Fabel, die einfach sagt: Aus einer bestimmten Distanz sind noch die grauenhaftesten Dinge erträglich. Oder umgekehrt: Wenn wir etwas Grauenhaftes nicht wahrnehmen wollen, können wir uns auf eine Distanz dazu begeben. Das Bild des Unheils ist nicht das Unheil selbst. So lange wir uns suggerieren können, wir haben es nur mit Bildern des Unheils zu tun, können wir uns einigermaßen beruhigen.

Unmittelbar mit dem Unheil konfrontiert, würden wir – wie die Fabel endet – verzweifelt sein.

[[ERZÄHLERIN

Ähnlich sieht das Raimund Bahr, Autor einer Anders-Biographie:

O-TON (12) Raimund Bahr:

Wenn wir sozusagen schon wissen, dass wir schon tot sind, nur noch weiterleben, weil wir es gewohnt sind, weil die Technologie uns längst überholt hat – das sagt „Die Antiquiertheit des Menschen“ ja letztlich aus – dann sind wir verzweifelt, wenn wir hinschauen, deswegen schaut keiner hin! Deswegen bleiben sie alle auf dem Turm oben. Alle bleiben wir in dem Turm, weil wir verzweifelt wären, wenn wir hinschauen würden. Und Günther Anders war eben einer, der hingeschaut hat. Er war aber so robust, dass er es ausgehalten hat.]]

ERZÄHLERIN

Der Journalist und Autor Mathias Greffrath, der Günther Anders ebenfalls noch persönlich gekannt hat, neigt zu einer etwas optimistischeren Interpretation der Fabel:

O-TON (13) Mathias Greffrath:

Es ist eine Fabel über die große Distanz, die der Einzelne zum gesellschaftlichen Ganzen hat, über die Unfähigkeit einzugreifen, wenn man weit entfernt ist vom Ort des Geschehens, von dem man gleichwohl erfährt. Gleichzeitig denke ich, stimmt etwas an dieser Fabel nicht, denn die Mutter, die ich mir vorstelle, die würde natürlich runter wollen, und sehen, was mit ihrem Sohn los ist. Das erinnert mich an eine Situation, die ich mit ihm hatte: In der „Antiquiertheit“ steht ein Satz, den ich mir sehr eingepägt habe, den ich sehr schön finde: Das letzte Wort hat nicht der Metaphysiker, sondern der Menschenfreund, und Wärme ist wichtiger als Sinn. – Als ich ihm erzählte, dass ich mir diesen Satz sehr eingepägt hatte, guckte er mich an und sagte: Ach, habe ich das wirklich geschrieben? Und ich denke, auch bei Frau Glüh würde die warme Mutter hingehen und gucken ob sie nicht doch noch was helfen kann, oder ihren sterbenden Sohn in den Arm nehmen, die würde doch siegen gegenüber der Frau, die es gar nicht mehr wissen wolle, weil es über mein Fassungsvermögen geht. (...)

Es ist der Sohn der russischen Mutter, der gerade in der Ukraine erschossen wird, oder der Sohn der ukrainischen Mutter, der von einem Russen erschossen wird. Es ist der Junge, den wir gesehen haben vor einigen Jahren, der Migrantenjunge, der am Strande von einer griechischen Insel lag so halb im Wasser. Man sieht das Bild und ich denke schon, dass man da verzweifelt ist, verzweifelt sein kann, auch aus der Entfernung, und vielleicht ist es sogar so, dass das Fernsehen, was Günther Anders auch als Instrument der Entfremdung, der Verbiederung, der Verharmlosung beschrieben hat,

dass das Fernsehen durch seine Bilder möglicherweise – ich kann da nur aus meiner Erfahrung sprechen – doch mehr erreicht als eine Analyse der sozioökonomischen Voraussetzungen der Flucht aus Afrika.

ERZÄHLERIN

In der zweiten Stunde dieser ‘Langen Nacht‘ wandern wir ein wenig durch Günther Anders‘ Leben: Wir erfahren, wie sein Denken durch Faschismus und Emigration beeinflusst wurde, wie sich sein berühmter Briefwechsel mit einem der Hiroshima-Piloten ergab – und warum die Rolle, die Anders diesem darin zuweist, aus heutiger Sicht zumindest fragwürdig ist.

Musik

2. Stunde

Musik

ERZÄHLERIN

Günter Anders hat im Laufe seines Lebens viele Tagebücher geschrieben, die oft seine philosophischen Thesen auf literarische Weise widerspiegeln. Und außerdem seine Beobachtungsgabe und sein Staunen über die Welt zeigen. Nach einem Zirkusbesuch realisiert er zum Beispiel, wie der aufrechte Gang die menschliche Freiheit bedingt – und erst menschliche Liebe ermöglicht:

GÜNTHER-ANDERS-SPRECHER:

New York, 30. April 1949. War neulich mit L's Jungen im Zirkus. Was ihn am meisten faszinierte, waren die zur Blasmusik auf ihren Hinterbeinen stehenden Pferde. Noch für Tage spielte er Zirkuspferd: Mit zurückgeworfenem Kopf, als risse ihm die Kandare durch den Mund, mit eingeknickten Armen, in bebendem Kampf, als müßte er jeden Augenblick nach vorne zurückfallen; so machte er, unbekümmert um die Passanten, seinen Weg zur Schule. – Ob ihm etwas schwante von der Revolution, die unser aufrechter Gang darstellt? (..) Der aufrechte Gang ist etwas so Grundlegendes, daß einfach *alles Menschliche* von ihm aus verstanden werden kann. Erst einmal ist er Befreiung vom Erdboden, d.h. Befreiung für alles Mögliche, für alles und für mögliches. Nun hängt die Hand im Freien, frei für die Behandlung der Welt. (..) Also die wichtigste Folge des aufrechten Ganges: Die Freiheit der Hand. Ohne diese Freiheit – die die gesamte Humanität des Menschen bedingt – wäre auch die menschliche Liebe – gleich, ob wir an die tröstende Hand denken oder an die verführende – niemals human.

ERZÄHLERIN

Woher kommt diese Fähigkeit zum Staunen bei Günther Anders? Der Journalist Mathias Greffrath, der Anders persönlich kannte, verweist auf dessen kontrastreiche Biographie:

O-TON (14) Mathias Greffrath:

Eine sehr geschützte und sehr behütete und von der Aufmerksamkeit der Eltern getragene Kindheit, mit viel Lektüre. Und dazu Erfahrungen in der Phase des Lebens, in der man bezogen auf die Gesellschaft moralisches Empfinden entwickelt, und auch so die ersten befremdlichen Erfahrungen mit Gesellschaft, mit Welt, mit Geschichte macht. Also mit 14 Jahren an die französische Front gefahren zu werden, Äpfel ernten zu müssen für die Deutsche Besatzungsmacht, in einem Camp wo auch Franzosen waren, junge Franzosen. Und auf dem Bahnhof – das Bild ist mir sehr eindrücklich,

weil er das beschrieben hat – sechs Männer zu sehen, die gegen einen Zaun gelehnt sind, weil sie keine Beine mehr haben. Das sind Erfahrungen, wenn die auf eine empfindsame, eben durch eine Jugend mit viel Musik und durch viel Literatur gegangene Seele stoßen, sich mit Sicherheit tief einprägen, dass sie ein Leben formieren, bilden, bestimmen können.

Das ist jemand, der es geschafft hat, die Werte der Aufklärung, die Schärfe der Moralphilosophie, den scharfen Blick der Phänomenologie auf Gegenwartsphänomene anzuwenden. (...) Und jetzt im Grunde wie ein Reisender, wie ein Kind in eine Welt kommt, die nach Mechanismen von Macht, Machterwerb, Kapitalismus, Ausbeutung geprägt ist, und sein Erstaunen, sein kindliches aber philosophisch geschultes durch sein Leben lang bewahrt.

ERZÄHLERIN

1977 besucht Mathias Greffrath Günther Anders in Wien – und ist selbst erstaunt über den Menschen, auf den er dort trifft:

O-TON (15) Mathias Greffrath:

Ich hatte erwartet, in eine großbürgerliche Wohnung zu kommen, weil er so elegant schreibt und auch so gebildet, aber im Grunde war das die Wohnung eines Emigranten. Im Hochparterre eines halbwegs guten Viertels in Wien. Er öffnete mir mit offenem Hemd, Arbeiterstiefeln, führte mich erst mal in die Küche, machte mir einen Kaffee, und wir saßen dann in seinem Arbeitszimmer, was sehr karg eingerichtet war. Es gab eine Art Liege, ich nehme sogar an, das war das Bett, auf dem er schläft, es gab ein paar Bücher an der Wand, gar nicht so viel. In der Tapete klebten, nein hingen mit Stecknadeln – es war fast wie bei Emigranten, fast Eingezogenen – drei Erinnerungsstücke: das Eine war ein Foto seines Vaters, das zweite war ein Halstuch von einem Marsch in Hiroshima, ein Anti-Atommarsch, und das Dritte war ein Stück verkohltes Papier, glaube ich, was ihm der Bürgermeister von Hiroshima bei einer Demonstration gegeben hatte. Die Dielen knarrten, er brachte mir den Tee, und wir fingen an, uns zu unterhalten, mit seiner merkwürdig hoch getunten Stimme. (...) Ein höflicher Mensch, ein zurückhaltender Mensch, einer der, wenn man was sagt, was ihm nicht passt, sehr scharf sein kann, so scharf wie ein strenger Lehrer, wie er sich selbst auch gerne bezeichnet hat. Niemand der viel über sich selbst erzählt, und wenn er das machte, dann gleich in philosophischen terms. (...)

Es war 1977, und an irgendeinem dieser Tage war sein Geburtstag, es gab ein Essen, ich glaube die Frau Freundlich holte uns ab aus der Wohnung, wir gingen dann um zwei Ecken in das Restaurant eines Hotels, an der Votivkirche. Es waren noch zwei Emigranten dabei, Lou Eisler, die Frau des Kommunisten Eisler, selbst einmal Kommunistin gewesen, und ein Sprachwissenschaftler, und zwei holländische Kollegen, Journalisten, und wir aßen miteinander. (...) Von dieser Runde habe ich in Erinnerung, dass die Alten, sag ich jetzt mal, als wir uns über die kommenden Zeiten

unterhielten, es war 1977, da war der Club of Rome schon geschehen, und es war klar wo es hingehen sollte mit der westlichen Zivilisation, mit dem Kapitalismus. Diese vier sagten übereinstimmend, die schon einiges mitgemacht hatten, die 20-er Jahre, den Faschismus, die Emigration, sie waren ja alle emigriert (...): „Wir beneiden euch Jungen nicht, was kommen wird, das wird furchtbar. Wir hatten die beste Zeit.“ – Dass man das nach dem Faschismus, nach der Emigration sagen konnte, das hat mich sehr berührt, und das hat sich sehr eingeprägt.

ERZÄHLERIN

Vieles aus Günther Anders' Biographie wissen wir nur aus seinen eigenen Erzählungen und Erinnerungen und ist kaum noch überprüfbar. In Gesprächen, unter anderem mit Mathias Greffrath, erinnert er sich an die Zeit des Faschismus und der Emigration. In dieser Zeit ist es auch, dass der geborene Günther Stern zu Günther Anders wird.

GÜNTHER-ANDERS-SPRECHER:

Im Jahre 1930 hatte ich mich in Frankfurt mit meiner Musikphilosophie habilitieren wollen. Aber [Max] Wertheimer, [Paul] Tillich und [Karl] Mannheim...

ERZÄHLERIN:

... die Philosophen, die Anders' Habilitation betreuen sollten ...

GÜNTHER-ANDERS-SPRECHER:

... baten mich darum, etwas Geduld zu haben. „Jetzt kommen erst einmal die Nazis dran für ein Jahr oder so. Wenn die dann abgewirtschaftet haben, werden wir Sie habilitieren.“ Diesen – milde gesagt kindlichen – Optimismus teilte ich durchaus nicht. Ich fuhr sofort nach Berlin – ich war damals mit einem unterdessen mit Recht als Philosophin berühmt gewordenen Mädchen verheiratet – und machte mich auf Stellungssuche.

ERZÄHLERIN:

Das „als Philosophin berühmt gewordene Mädchen“, von dem Anders hier spricht, ist keine geringere als Hannah Arendt, die seit 1925 seine Frau war und mit ihm gemeinsam nach Berlin ging. Dort angekommen bittet er Berthold Brecht um Hilfe – als Referenz dient ihm ein Vortrag, den er kurz zuvor über Brecht gehalten hatte.

GÜNTHER-ANDERS-SPRECHER:

Bereits am nächsten Tag rief er in meiner Gegenwart den damaligen Kulturpapst am Börsen-Courier, [Herbert] Ihering, an: Da sitze jemand neben ihm, der ab morgen regelmäßig im Börsen-Courier schreiben werde, er habe nichts, aber er schein etwas zu können. (Letzteres hat Brecht später bestritten). So wurde ich – so dominierend war

Brecht schon damals – von einem Tag zum anderen zum Knaben für alles im Börsen-Courier, schrieb über alles, was andere nicht übernahmen, über vergewaltigte Kinder ebenso wie über einen Hegelkongreß oder eine Kriminalnovelle. Jeden Tag mußte eben etwas da sein, damit wir leben konnten, bis Ihering mich eines Tages mit dem Ruf: „Halt! So geht das nicht weiter!“ empfing. „Wir können nicht die Hälfte unserer Artikel mit der Unterschrift Günther Stern bringen!“ – „Dann nennen Sie mich doch irgendwie anders“, schlug ich vor. „Gut“, sprach er, „nun heißen Sie also außerdem Anders.“ Seit diesem Tage habe ich alle nichtphilosophischen Texte, wie Gedichte oder Stories, mit dem Namen „Anders“ gezeichnet. Und als ich im dritten Jahr der Emigration ein Story-Preiswettbewerb gewann (mit der Erzählung „Der Hungermarsch“), erwarb ich, mindestens im engen Emigrantenkreis, eine gewisse Reputation als Günther Anders.

Mehr als die Hälfte dessen, was ich geschrieben habe, ist ‚Belletristik‘, freilich eben politische und philosophische Belletristik. Das begann kurz vor Hitler mit einem Roman, den ich „Die molussische Katakombe“ nannte. Molussien ist ein erfundenes Land. Das Buch bestand aus vielen, wohl hundert Geschichten, die wie die aus ‚Tausendundeine Nacht‘ ineinanderhingen. Inhalt des Buches war die Mechanik des Faschismus. Erzählt wurden die Geschichten von Gefangenen, die von der molussischen Gestapo in einem unterirdischen Gefängniskeller festgehalten wurden. Die Fabeln, Geschichten und Maximen wurden von den Gefangenen der alten Generation denen der jüngeren weitergereicht, von diesen wiederum denen der übernächsten – bis der ‚Corpus der Lehren‘ nach dem Zusammenbruch der Terrorherrschaft wieder ans Licht kam. Dieses antifaschistische Buch war in seiner ersten Version bereits vor Hitlers Machtantritt fertig; ich bat damals Brecht darum, es bei seinem Verleger Kiepenheuer einzureichen, was er tat. Und Kiepenheuer hat es schlauerweise weiter getarnt, nämlich in eine alte Landkarte von Indonesien eingebunden, auf die er eine Insel namens ‚Molussia‘ einzeichnen ließ. Kaum hatte Kiepenheuer das getan, da kam die Gestapo zu ihm und nahm alle Manuskripte mit sich. Unter anderen auch meines. Die Zensoren sahen sich aber das Skript nur flüchtig an, sie fielen prompt auf Kiepenheuers Trick hinein und schickten die, wie sie meinten, ‚Südsee-Märchen‘ dem Verlag zurück. Der seinerseits gab es Brecht zurück, und der mir. Dann – es waren die Tage kurz vor meiner Flucht aus Nazideutschland – erfuhr das Skript ein eigenartiges Schicksal. Da ich es nicht wagte, es über die Grenze zu schmuggeln, überließ ich das Exemplar Freunden, die es in Pergamentpapier einpackten und neben Dauerwürsten und Schinken in ihren Rauchfang hängten. Dort hat das Manuskript monatelang gehangen, um gewissermaßen zu ‚reifen‘, denn es nahm den guten Geruch seiner Nachbarn an. Ich war allein nach Paris geflohen. Als dann meine damalige Frau Hannah Ahrendt später auch nach Paris kam, brachte sie das Manuskript in meine Quartier-Latin-Bude, wo ich es nicht nur noch einmal ganz umschrieb und seinen Umfang verdreifachte, sondern auch für einen anderen Zweck benutzte: Da wir nämlich zuweilen nicht gerade satt wurden, benutzte ich das

Manuskript gewissermaßen als ‚Duftsauce‘. Ich roch an ihm, wenn ich mein Baguette aß. Unter diesen Umständen entstand das 600 Seiten lange Manuskript über die Prinzipien des Nationalsozialismus, das nun heute seine Funktion, die es zu erfüllen niemals die Gelegenheit gehabt hat, vollends eingeübt hat.

Übrigens, wenn Sie mich fragen, wann ich zum ersten Male das jüdische Schicksal der Verfolgung erfahren habe, dann antworte ich: als 15-jähriger, im Jahre 1917, hinter der deutsch-französischen Front, im Dorf Romogne, wo wir – ‚wir‘ sind zu einem paramilitärischen Verband zusammengeschlossene Hamburger Gymnasiasten – die Aufgabe hatten, die französischen Obstkulturen für Heeresverwendung abzuernten. Da also passierte das jüdische Schicksal: Ich freundete mich nämlich insgeheim mit einem Erzfeind an, mit dem ebenfalls 15-jährigen Sohne eines franc tireurs, den die Deutschen erschossen hatten; und wir schworen einander in den Worten des Psalmisten, „aus Schwertern Pflugscharen zu schmieden“, und gründeten deshalb feierlich einen ersten Völkerbund – „unio populorum“ nannten wir diesen auf lateinisch, denn das war, da ich nicht französisch und er nicht deutsch sprach, unsere gemeinsame Sprache. Als dieser hochverräterische Verkehr mit dem Erzfeind durchsickerte, da hatte ich das zu erleiden, was später Abertausende unseresgleichen haben erleiden müssen: Ich wurde gefoltert. Jede Nacht wurde ich mit eisigem Wasser übergossen und mit Schmutz eingerieben – das Wort „Folter“ kannte ich damals freilich noch nicht. Gleichviel, so war ich mindestens in dem, was ich über mich ergehen lassen mußte, avantgardistisch. So avantgardistisch, daß mich 16 Jahre später die Untaten der Nazis nicht mehr allzusehr überraschen konnten.

1936 ging ich allein nach Amerika. Hannah Ahrendt und ich trennten uns. Während der ersten Monate konnte ich bescheiden durchkommen, denn mein Vater – meine Eltern konnten wir schon vorher dazu bewegen, nach Amerika auszuwandern – hatte eine Professur in North Carolina gefunden und half mir. Dann lebte ich von odd jobs, war zum Beispiel Hauslehrer der 6-jährigen Tochter Irving Berlins. In einem Palast. (...) – Dann arbeitete ich in Los Angeles‘ Fabriken – eine Erfahrung, die ich wahrhaftig nicht missen möchte – wie denn überhaupt die falschen Jobs die richtigsten sind, weil sie uns Erfahrungen einbringen, die man in einem nach Maß geschneiderten Beruf niemals sammeln kann: Ohne meine Fabrikzeit wäre ich in der Tat niemals fähig gewesen, meine Kritik des technischen Zeitalters, also mein Buch „Die Antiquiertheit des Menschen“ zu schreiben. Und noch heute zehre ich von diesen Erfahrungen. Wenn ich mir einen bescheidenen Namen habe erwerben können, so durch die Erkenntnisse, die ich als total Anonymer hatte erwerben dürfen.

ERZÄHLERIN

Auch der in Wien ansässige Philosoph und Autor Konrad Paul Liessman hat Günther Anders persönlich kennengelernt. 1982 sollte er zu Anders‘ 80. Geburtstag einen Essay über ihn schreiben.

O-TON (16) Konrad Paul Liessmann:

Er wohnte im 9. Bezirk in der Lackierergasse. Ich habe all meinen Mut zusammengenommen und dort angerufen. Er hat sofort abgehoben mit einer sehr klaren – der Mann war 80 damals –, sehr präzisen Stimme, wer ich denn sei und was ich wolle. Ich sagte, ich bin soeben promovierter Philosophie-Student, schreibe für verschiedene Zeitschriften, und würde gerne zu seinem 80. Geburtstag ein Gespräch mit ihm führen. Darauf sagte er, welche meiner Bücher haben Sie gelesen? Dann habe ich aufgezählt, was ich von ihm gelesen hatte, und dann bin ich geprüft worden. Es war wirklich (LACHT) eine meiner schwersten Prüfungen meines Lebens, er hat mich wirklich eine Dreiviertelstunde am Telefon examiniert über seine Thesen, seine Philosophie. Dann sagte er, ja, ich sehe, Sie haben sich mit meinen Arbeiten beschäftigt. Sie dürfen kommen. Wir haben einen Termin ausgemacht, ich habe ihn besucht. (...) Wir haben dann sehr lange gesprochen. (...)

Es ging das Gerücht in der Wiener intellektuellen Szene dieser Tage, dass es niemand schaffte länger als zweimal zu Günther Anders zu kommen. Spätestens beim zweiten Mal würde man wegen eines Fauxpas hinausgeworfen. Das stimmte bis zu einem gewissen Grad auch. Er war im persönlichen Umgang von einer Radikalität und – ich würde sagen – auch von einer Härte Menschen gegenüber. Er hat Fehler nicht verziehen. Er hat Widerspruch nicht verziehen. Er hat auch nicht verziehen, wenn man ihn in Diskussionen verstrickt hat, die ihm unangenehm waren. Das heißt, ich war gewarnt, war vorsichtig, aber es war bekannt, wenn er mit jemandem intellektuelle Differenzen hatte, er sofort jeden persönlichen Kontakt abgebrochen hat. Das war mir nicht angenehm, das zu wissen, aber gleichzeitig war so viel von ihm zu erfahren und zu lernen. So kam es, dass ich ihn in den letzten zehn Jahren seines Lebens immer wieder aufgesucht habe. (...)

Es gibt diesen berühmten Satz von Günther Anders: ‚Wenn ich verzweifelt bin, was geht es mich an – tun wir so, als wären wir es nicht.‘ Das war die Hauptforderung: Auch, wenn wir einsehen, wie machtlos wir sind, wir müssen trotzdem kämpfen. (...) Er hat erwartet, dass jeder im Grunde *kein* anderes Lebensziel haben *darf* als die atomare Bedrohung zu bekämpfen. Wenn man über andere Fragen gesprochen hat – vor dieser atomaren Bedrohung ist für ihn alles zweitrangig geworden.

Ich habe mit Menschen gesprochen, die damals in den 50-er und 60-er Jahren Kontakt mit ihm hatten, durch die Amerikanische Pianistin Charlotte Zelka – dritte Ehefrau, ja. Zelka hat sich viel um zeitgenössische Musik gekümmert, hatte viele Kontakte auch zu der Avantgarde-Szene in Wien. (...) Und Günther Anders ist oft mitgegangen in diese Konzerte, und man hat erzählt, dass es dann unglaublich enervierend war: Wenn man hinterher ins Restaurant gegangen ist, und über die Musik sprechen wollte – fing er an mit der atomaren Drohung, und hat dann die Menschen in die moralische Pflicht genommen. Unterschwellig war der Vorwurf: Wie können sie Musik machen in einer Zeit, in der die Menschheitsvernichtung womöglich auf der Tagesordnung steht.

ERZÄHLERIN

Hildegard Unseld – die Frau des Verlegers Siegfried Unseld, Geburtsname Schmid – hat etwas zu bedenken gegeben, das für die Forschung zu Günther Anders charakteristisch war und eigentlich immer noch ist, nämlich das weitgehende Fehlen jeder biographischen Auseinandersetzung: so zum Beispiel das Ausblenden seiner Frauenbeziehungen, die neben seinen Versuchen, die Welt zu erklären, der Angelpunkt seiner Existenz waren. Raimund Bahr hat in seinem Buch „Günther Anders, Leben und Denken im Wort“ erste biographische Versuche unternommen, hat ihn aber nicht mehr persönlich kennen lernen können. Zu Günther Anders‘ Frauenbeziehungen sagt er:

O-TON (17) Raimund Bahr:

Die Mutter war die eigentliche Bezugsperson in der Familie. (...) Er spricht die Mutter an zwei Stellen unterschiedlich an: Einmal ist sie das sanfte Mütterchen, und einmal auch diese ganz strenge Persönlichkeit, die sie auch war, intellektuell – für ihn war die Frau, das ist meine Theorie, der soziale Anker in der Welt. Die Frauen haben immer diese Rolle zur Welt hin, als soziales Bindeglied zur Welt hin. Wenn er die nicht gehabt hat, war er in gewisser Weise von der Welt abgeschnitten. Das repräsentiert die Mutter in gewisser Weise. Die zwei Schwester waren auch unglaublich wichtig für ihn. (...) Wenn es die Frauen nicht gegeben hätte, zuerst in der Kindheit, und dann die drei Frauen, die er geheiratet hat, dann, glaube ich, wäre er auf der Welt verloren geblieben, über die er geschrieben hat. (...) Er konnte sehr charmant sein. Das sieht man auch auf manchen Fotos. Ich glaube schon, dass er Frauen für sich einnehmen und gewinnen konnte. Aber um mit ihm zusammen zu leben, ich weiß nicht ob das so einfach war.

ERZÄHLERIN

Zuerst heiratet Anders eine Philosophin, Hannah Arendt. Dann eine Schriftstellerin, Elisabeth Freundlich, mit der er 1950 aus dem amerikanischen Exil nach Europa zurückkehrt. In Wien begegnet Anders nach einigen Jahren der Pianistin Charlotte Zelka, in den USA von polnischen Eltern geboren.

O-TON (18) Raimund Bahr:

Ja, Charlotte Zelka, sie war 26 Jahre jünger als er. Er war 52, sie 26, und das war schon eine große Liebe von ihrer Seite, und für ihn als alten Mann – ich spekuliere ein wenig, denn auch darüber gibt’s wenig – sie hat ihn ziemlich angehimmelt. Das dürfte ihm ziemlich geschmeichelt haben. (...) Ich habe versucht, in Amerika Verwandte aufzutreiben, ist mir nicht gelungen. Ich weiß nur: Die Briefe von Charlotte Zelka an Günther Anders, die sind sehr von jugendlichem Feuer geprägt. Also das dürfte eine sehr leidenschaftliche Beziehung gewesen sein, von ihrer Seite und ich denke auch von seiner Seite.

ERZÄHLERIN

Sie heiraten 1955 und sind zwanzig Jahre zusammen, bis Charlotte 1975 in die USA reist und ihm mitteilt, dass sie nicht mehr zu ihm zurückkehren wird. Die gemeinsamen Jahre zuvor sind eine Zeit, in der Günther Anders sehr produktiv ist und viele begonnene Werke vollendet. [[In einem Brief an einen Freund schreibt er:

GÜNTHER-ANDERS-SPRECHER:

Sie sehen, wir sind nicht tot zu kriegen, nein ich fühle mich geradezu unsterblich, weil ich mir nicht vorstellen kann, dass, wo noch so viel zu tun bleibt, einem ein Strich durch die Rechnung gemacht wird. Ohne Charlotte, der ich auch diesen Brief diktiere, könnte ich den Betrieb gar nicht aufrechterhalten; aus der Philosophenklausur ist ein Korrespondenzoffice geworden. Ein böseres Symptom für die Bösheit der Zeit ist wohl nicht denkbar. Nun noch zum Schluss etwas Erfreuliches: Dass wir eine himmlische Wohnung haben. Arbeitsveranda mit Blick ins Grüne, Pflaumenbäume ad lib[itum] zu unserer Konsumverfügung. Wiener Wald endlos drei Minuten hinter dem Haus beginnend – kurz die produktive Misere der Emigration scheint nun doch vorüber.]]

ERZÄHLERIN

Günther Anders hat aus seinen drei Ehen keine Kinder bekommen. Was aber nicht daran liegt, dass er keine gewollt hätte; Charlotte war mehrmals von ihm schwanger, aber ebenso oft hatte sie eine Fehlgeburt, worunter sie sehr litt.

O-TON (19) Raimund Bahr:

Günther Anders hatte keine Probleme mit Kindern, es gibt diese eine Geschichte, die auch er erzählt hat. Er war bei Heidegger gesessen, er war dort immer eingeladen, er war dort öfter Gast. Heidegger hatte zwei Kinder, ich glaube zwei Buben. Da wird die Geschichte erzählt, da saß er am Boden und hat mit diesen Kindern gespielt, und hat Schokolade regnen lassen. Da hat Heidegger gesagt: Wie kann ein Philosoph sich so mit Kindern beschäftigen? Das zeigt etwas über Heidegger, andererseits über Günther Anders, der war sicher nicht Kindern abgeneigt. (...) Das hat sicher viel mit seiner Kindheit zu tun. Er hat eine positive Kindheitserfahrung gehabt.

ERZÄHLERIN

In einem Interview hat Günther Anders sich einmal über seine Kindheit in Breslau geäußert, wo er die ersten 14 Jahre seines Lebens verbracht hat:

GÜNTHER-ANDERS-SPRECHER:

Ich stamme aus einem Elternhaus, das gewiß das liebevollste, vernünftigste, glücklichste und chancenreichste gewesen ist, in dem ein Kind hatte aufwachsen können. Wenn aus mir, dem von früh an einfach alles geboten wurde, was zum Menschwerden beitragen konnte: Liebe, Spielfreiheit, Natur und Achtung vor allen Mitmenschen, allem Lebendigen und Mozartmusik, Rembrandtradierungen, selbst musizieren, selbst malen dürfen und alles fragen dürfen, der geduldige Antworten erwarten durfte (wenn auch nicht immer restlos zufriedenstellende) und der niemals geschlagen worden ist – also wenn aus einem Knaben nach solcher glücklichen und reichen Kindheit *irgend etwas* geworden ist, dann ist das gewiß *nicht sein* Verdienst. Und wenn nichts aus ihm geworden wäre, so wäre das nicht nur unbegreiflich, sondern die schwärzeste Udenkbarkeit gewesen.

MUSIK

ERZÄHLERIN

Eines Tages in Wien, im Mai 1959, liest Charlotte das amerikanische Wochenmagazin Newsweek und entdeckt darin einen Artikel über einen amerikanischen Piloten, Claude Eatherly, der 1945 als Pilot des Aufklärungsflugzeuges an der Hiroshima-Mission beteiligt war. Diese Entdeckung Charlottes ist der Auslöser des berühmten, in viele Sprachen übersetzten Briefwechsels, mit dem Günther Anders bei einem größeren Publikum bekannt geworden ist. – Später erinnert er sich an diesen Tag:

GÜNTHER-ANDERS-SPRECHER:

Der Briefwechsel mit Claude Eatherly ist beinahe zufällig entstanden. Meine damalige Frau legte mir, während ich an philosophischer Arbeit saß, eine Notiz aus dem amerikanischen Magazin ‚Newsweek‘ auf den Schreibtisch, die ich, da ich nicht gestört zu werden wünschte, sofort in meinen Papierkorb fegte. Sie fischte den Fetzen unbeeindruckt wieder heraus, ich fegte ihn wieder zurück, und dieses Spiel wiederholte sich stumm mehrere Male. Bis sie mit den Worten „*da mußt du was tun!*“ siegte. Die fünfzeilige Notiz enthielt die sowohl sprachlich unbedarfte wie theoretisch armselige Nachricht, (...) daß der Hiroshimapilot, der sonderbare halb- und schein-kriminelle, letztlich völlig harmlose, Taten begangen habe, damit einen Ödipuskomplex bewiesen habe und auf Grund dieses Komplexes in eine geschlossene Anstalt eingeliefert worden sei. Diese Nachricht, dieses populärwissenschaftliche catchword, roch nicht nach Wahrheit, sondern roch ‚fishy‘. Der Versuch, dem Publikum – denn in ein solches war die amerikanische Bevölkerung damals schon längst verwandelt worden – einzureden, daß ein in die Katastrophe von Hiroshima mit-hineingerissener Mann nicht unter dieser seiner ungewollten Beteiligung leide, sondern ausgerechnet unter einem Ödipuskomplex – dieser Versuch schien mir nicht nur eine Irreführung, nicht nur ein Zeichen der Verachtung der Leserschaft, sondern auch ein Symptom moralischer Faulheit: man hatte sich noch nicht einmal die kleine

Mühe gemacht, sich etwas Plausibleres auszudenken. Kurz: ich gab dem Insistieren meiner Frau nach, nein, mehr als das: nun hielt ich es nicht mehr aus, nichts zu unternehmen. Ich schob mein philosophisches Manuskript von der Tischplatte und schrieb an einen gewissen Claude Eatherly – freilich überzeugt davon, wie in den Jahrzehnten des Exils, ins Leere zu schreiben. Warum dieser mein erster Brief den Adressaten wirklich erreicht hat, ein Brief, der der Hospitalzensur hätte auffallen müssen, da er nicht nur aus Europa kam, sondern in einem ganz unidiomatischen und wohl gestelzten Englisch geschrieben war, und warum auch die weiteren Briefe durchgelassen worden sind, das ist mir noch heute unverständlich.

ERZÄHLERIN

Am 3. Juni 1959 schreibt Günther Anders einen langen Brief – auf Englisch, Charlotte hat ihm dabei bestimmt geholfen –, adressiert an Herrn Claude R. Eatherly, formerly Major U.S. Air Force, Veterans Administration Hospital, Waco, Texas.

GÜNTHER-ANDERS-SPRECHER:

Lieber Herr Eatherly,

Den Schreiber dieser Zeilen kennen Sie nicht. Sie dagegen sind uns, meinen Freunden und mir, bekannt. Wie Sie mit ihrem Unglück fertig oder nicht fertig werden, das verfolgen wir, gleich ob wir in New York sitzen, in Wien oder Tokio, klopfenden Herzens. Nicht, weil wir neugierig wären; oder weil Ihr ‚Fall‘ uns medizinisch oder psychologisch interessierte. Wir sind weder Mediziner noch Psychologen. Sondern deshalb, weil wir damit beschäftigt sind, voll Angst und brennender Sorge, uns über diejenigen Moralprobleme klar zu werden, die uns allen heute den Weg verstellen. Die Technisiertheit des Daseins: die Tatsache, daß wir ahnungslos und indirekt, gewissermaßen als Maschinenschrauben, in Handlungen eingefügt werden können, deren Effekte wir nicht übersehen und die wir, wenn wir die Effekte übersähen, nicht bejahen könnten – dies hat unser aller sittliche Situation verändert. Die Technik hat es mit sich gebracht, daß wir auf eine Weise *schuldlos schuldig* werden können, die es früher, in der technisch noch nicht so vorgeschrittenen Zeit unserer Väter, noch nicht gegeben hatte.

Sie verstehen, was *Sie* damit zu tun haben: Schließlich gehören Sie ja zu den ersten, die sich in diese neuartige Schuld, in die sich heute oder morgen jeder von uns verstricken könnte, wirklich verstrickt haben. Ihnen ist es so ergangen, wie es uns allen morgen gehen könnte. Aus diesem Grunde also spielen Sie für uns die große Rolle eines Kronbeispiels, ja die eines *Vorläufers*.

Nichts liegt mir ferner als zu versuchen, Sie zu trösten. Der Tröstende spricht ja stets: ‚Es ist ja nicht so schlimm‘, versucht also, das Geschehene: Leiden oder

Verschuldung, zu verkleinern oder mit Worten aus der Welt zu schaffen. Genau das ist es ja auch, was zum Beispiel Ihre Ärzte versuchen. Warum diese Männer das tun, ist ja nicht schwer zu erraten. Schließlich sind sie Angestellte eines Militärhospitals, denen die moralische Verurteilung einer allgemein anerkannten, ja gepriesenen militärischen Aktion nicht gut bekommen würde, nein, denen die Möglichkeit einer solchen Verdammung gar nicht einfallen *darf*; die also die Untadeligkeit der Tat, die Sie mit Recht als Schuld empfinden, unter allen Umständen verteidigen müssen. Daher behaupten ja Ihre Ärzte: „Hiroshima in itself is not enough to explain your behaviour“ – was in unverkünstelter Sprache nichts anderes bedeutet als: „So schlimm war Hiroshima ja gar nicht“; daher beschränken sie sich ja darauf, *anstelle der Tat selbst* (oder des Weltzustandes, in dem solche Tat möglich ist) Ihre *Reaktion auf die Tat* zu kritisieren; daher sind sie ja genötigt, Ihr Leiden und Ihre Erwartung von Strafe eine ‚Krankheit‘, ein[en] klassische[n] Schuldkomplex zu nennen; und deshalb müssen sie ja Ihre Tat als ein ‚self-imagined wrong‘, als eine von Ihnen ausgedachte Untat behandeln. (...)

Ich kann mir vorstellen – wenn ich mich irre, korrigieren Sie mich bitte – wie ungläubig, wie mißtrauisch, wie abweisend Sie diesen Männern gegenüberstehen müssen, weil sie eben lediglich Ihre *Reaktion* ernst nehmen, Ihre *Aktion* dagegen nicht. Hiroshima – self-imagined. Wahrhaftig! *Sie* wissen es besser. Nicht ohne Grund betäuben die Schreie der Verletzten Ihre Tage, und nicht ohne Grund drängen sich die Schatten der Toten in Ihre Träume. Sie wissen, daß, was geschehen ist, geschehen ist und nicht imagined. Sie lassen sich von diesen Männern keine Schwachheiten einreden. Und auch wir lassen uns von ihnen nichts vormachen. Mit solchen ‚Tröstungen‘ wollen also auch wir nichts zu tun haben.

Sie haben ja das Unglück, zweihunderttausend Tote hinter sich gelassen zu haben. Und wie sollte man einen Schmerz aufbringen können, der 200.000 Menschenleben umfaßt? Wie sollte man 200.000 bereuen können? Das können nicht nur Sie nicht, das können nicht nur wir nicht, das kann niemand. Wie verzweifelt wir es auch versuchen, Schmerz und Reue bleiben unzulänglich. Die Vergeblichkeit Ihrer Bemühung, die ist also nicht Ihre Schuld, Eatherly. Sie ist die Folge dessen, was ich vorhin als das entscheidend Neue unserer Situation bezeichnet hatte: Daß wir nämlich mehr *herstellen* können, als wir uns *vorstellen* können; daß die Effekte, die wir mit Hilfe unserer von uns selbst hergestellten Geräte anrichten, so groß sind, daß wir für deren Auffassung nicht mehr eingerichtet sind. Größer also als das, was wir innerlich meistern, womit wir fertig werden können. Machen Sie sich keine Vorwürfe dafür, daß Ihnen Ihre Reue nicht gelingt. Das fehlte noch gerade. Die Reue kann nicht gelingen. Aber das *Scheitern* Ihrer Mühe, das müssen Sie freilich täglich erfahren und durchmachen; denn außer dieser Erfahrung des Scheiterns gibt es nichts, was die Reue ersetzen könnte, was uns davon abhalten könnte, uns noch einmal auf so ungeheuerliche Taten einzulassen. Daß Sie, da Ihre Mühen nicht gelingen können, panisch und unkoordiniert reagieren, ist also durchaus begreiflich. Beinahe darf man

sagen: Es ist ein Zeichen Ihrer moralischen Gesundheit. Denn Ihre Reaktion beweist die Lebendigkeit Ihres Gewissens.

Die übliche Methode, mit dem zu Großen fertig zu werden, besteht in einem bloßen Unterschlagungsmanöver: darin, daß man genau so weiterlebt wie vorher; daß man das Geschehene von der Tischplatte des Lebens wischt, daß man die zu große Schuld als gar keine Schuld behandelt. Also darin, daß man, um damit fertig zu werden, keinen Versuch macht, damit fertig zu werden. (...)

O-TON (1) Präsident Truman:

A short time ago an american aeroplane dropped one bomb on Hiroshima and destroyed its usefulness to the enemy. That bomb has more power than 20.000 tons TNT. The Japanese began the war from the air at Pearl Harbour. They have been repayed many fold. And the end is not yet. With this bomb we have now added a new revolutionary increase in destruction.

GÜNTHER-ANDERS-SPRECHER:

Da das Ungeheure, das auf Ihnen lag und liegt, in der Welt, der Sie angehören, nicht verstanden wurde, nicht verstanden werden durfte, nicht verständlich gemacht werden konnte, mußten Sie eben versuchen, in der dort verständlichen Sprache, in den terms der Gesellschaft selbst zu sprechen und zu handeln. Also haben Sie versucht, Ihre Schuld durch Akte zu beweisen, die als Vergehen dort immerhin anerkannt werden. Sie verstehen, daß ich damit auf Ihre Einbrüche, Fälschungen und ich weiß nicht welche anderen kriminellen Taten, die Sie begangen haben, anspiele. Aber auch das ist Ihnen nicht gelungen. *Weiter bleiben Sie dazu verurteilt, als krank zu gelten, statt als schuldig.* Und deshalb, weil man Ihnen gewissermaßen die *Schuld nicht gönnt*, bleiben Sie weiter ein unglücklicher Mensch.

(...) Und nun zum Schluß eine Anregung. Im vorigen Jahr habe ich Hiroshima besucht; und dort habe ich mit denjenigen gesprochen, die nach Ihrem Besuch von Hiroshima übriggeblieben sind. Sie können gewiß sein: Unter diesen Menschen gibt es keinen einzigen, der daran dächte, die Schraube innerhalb einer militärischen Maschine – und das waren Sie ja, als Sie als 26-jähriger Ihre ‚Mission‘ durchführten – zu verfolgen; keinen einzigen, der Sie haßt.

Aber nun haben Sie ja bewiesen, daß Sie, obwohl Sie einmal als solche Schraube verwendet worden waren, im Unterschiede zu den anderen ein Mensch geblieben oder wieder ein Mensch geworden sind. Und nun mein Vorschlag, den Sie sich vielleicht überlegen.

Am kommenden 6. August feiert die Bevölkerung von Hiroshima, wie jedes Jahr, den Tag, an dem ‚es‘ geschehen ist. Diesen Menschen könnten Sie eine Botschaft

schicken, die zur Feier zurechtkommen müßte. Wenn Sie diesen Menschen als Mensch mitteilen würden: „Ich wußte damals nicht, was ich tat; nun aber weiß ich es. Und ich weiß, daß derartiges nicht wieder geschehen darf; und daß kein Mensch keinem anderen zumuten darf, derartiges zu tun“. Und: „Euer Kampf gegen die Wiederholung solcher Aktion ist auch mein Kampf; und euer ‚No more Hiroshima‘ ist auch mein ‚No more Hiroshima‘“ – so oder so ähnlich – Sie können überzeugt davon sein, daß Sie mit solcher Botschaft den Überlebenden von Hiroshima eine ungeheure Freude bereiten würden; und daß Sie von diesen Menschen als Freund betrachtet werden würden, als einer von ihnen. Und sogar, daß das mit Recht geschähe, da auch Sie, Eatherly, ein Hiroshima-Opfer sind. Und vielleicht wäre das auch für Sie, wenn auch keine Tröstung, so doch eine Freude.

In dem Gefühl, das ich jedem dieser Opfer gegenüber empfinde, grüße ich Sie. –
Günther Anders

ERZÄHLERIN

Schon neun Tage später bekommt Günther Anders einen Antwortbrief von Claude Eatherly.

SPRECHER CLAUDE EATHERLY:

12. Juni 1959, an Günther Anders

Lieber Herr,

Besten dank für Ihren Brief, den ich am Freitag vergangener Woche erhalten habe. Nachdem ich Ihren Brief mehrere Male gelesen hatte, beschloss ich, Ihnen zu schreiben, vielleicht sogar in einen Briefwechsel mit Ihnen zu treten, um diejenigen Dinge zu diskutieren, die wir beide, wie ich glaube, verstehen. Ich bekomme viele Briefe, aber die meisten kann ich einfach nicht beantworten. Bei Ihrem Brief dagegen fühlte ich mich genötigt, zu antworten und Sie wissen zu lassen, wie ich den Dingen der heutigen Welt gegenüberstehe.

Während meines ganzen erwachsenen Lebens bin ich immer aufs lebhafteste an dem Problem, wie man handeln und sich verhalten soll, interessiert gewesen. Obgleich ich, wie ich hoffe, in keiner Hinsicht, weder in religiöser noch in politischer, ein Fanatiker bin, bin ich doch seit einiger Zeit davon überzeugt, daß die Krise, in die wir alle verwickelt sind, eine gründliche Neuprüfung unseres ganzen Schemas der Werte und unserer Treueverpflichtungen erfordert. In der Vergangenheit hat es zuweilen Zeitalter gegeben, in denen Menschen durchkommen konnten, ohne sich selbst zu viele Gewissensfragen über ihre Denkgewohnheiten und Handlungssitten zu stellen. Heute aber ist es nun deutlich genug, daß unser Zeitalter diesen Zeitaltern nicht zugehört. Im Gegenteil, ich glaube, daß wir uns rapide einer Situation nähern, in der wir gezwungen sein werden, neu zu prüfen, wie es mit unserer Bereitschaft steht, die Verantwortung für unsere Gedanken und unsere Taten sozialen Einrichtungen (wie politischen Parteien, Gewerkschaften, der Kirche oder dem Staat) auszuliefern. Keine dieser

Institutionen ist ausreichend in der Lage, unfehlbaren moralischen Rat zu geben, und deshalb ist es notwendig, deren Anspruch, solchen Rat zu erteilen, anzufechten. Die Erfahrung, die ich persönlich gemacht habe, muß, wenn ihre wahre Bedeutung, nicht nur für mich selbst, sondern für jedermann, überall angefaßt werden soll, unter diesem Gesichtspunkt studiert werden. Wenn Sie das Gefühl haben, daß dieser Gedanke wichtig ist und mehr oder minder im Einklang mit Ihrem eigenen Denken steht, dann möchte ich gerne vorschlagen, daß wir zusammen versuchen, diesen Zusammenhang aufzuklären, und zwar durch einen Briefwechsel, der unter Umständen lange dauern müßte. Ich habe das Gefühl, daß Sie mich so verstehen wie niemand sonst, außer vielleicht mein Arzt und Freund.

Meine antisozialen Handlungen waren katastrophal für mein privates Leben, aber ich glaube, wenn ich mich anstrenge, dann wird es mir gelingen, meine wahren Motive, Überzeugungen und meine Philosophie ans Licht zu bringen.

Günther, es macht mir Freude, Ihnen zu schreiben. Vielleicht können wir durch unseren Briefwechsel eine auf Vertrauen und Verständnis gründende Freundschaft schließen. Haben Sie keine Hemmungen, über die Situations- und Handlungsprobleme, mit denen wir konfrontiert sind, zu schreiben. Und ich werde dann meinen Gesichtspunkt darlegen.

Mit nochmaligem Dank für Ihren Brief verbleibe ich

Ihr Claude R. Eatherly

ERZÄHLERIN

Der Briefwechsel dauert zwei Jahre, wird 1961 veröffentlicht und in viele Sprachen übersetzt – ein Jahr nach der ersten Veröffentlichung, im Oktober 1962, befindet sich die Welt im Zuge der Kubakrise am Rande eines Atomkrieges, auch das mag zur Verbreitung des Briefwechsels beigetragen haben. Günther Anders wird dadurch erstmals einem größeren Publikum bekannt.

Was Anders, als er 1959 den Newsweek-Artikel liest, nicht wissen kann – aber wohl auch nicht ausreichend überprüft hat – ist die Tatsache, dass Claude Eatherly in den USA schon seit zwei Jahren eine öffentliche Figur ist. Es gibt das hartnäckige Phänomen, dass Fakten und Interpretationen von Fakten dazu führen, dass eine Legende entsteht, die die Fakten überflügelt. So geschah es wohl auch im Falle Claude Eatherly. Der Reporter Jim Vachule der ‚Fort Worth Star Telegram‘ – einer der einflussreichsten Zeitungen Texas – kombinierte zwei Fakten auf naheliegende Weise: Dass es einerseits im Veterans Hospital einen Piloten gab, der im Zivilleben nicht zurechtgekommen war und komische kleine Verbrechen begangen hatte, und andererseits, dass dieser Pilot zwölf Jahre vorher an der Hiroshima Mission teilgenommen hatte. Dieser Pilot habe wohl Schuldgefühle gehabt, unterstellte der Reporter. Die Legende des Hiroshima-Piloten war geboren. In den nächsten Jahren sollten sogar Theaterstücke und Fernsehspiele über ihn gemacht werden. Und zwei

Jahre nach Vachule's erstem Bericht entdeckt Charlotte Anders-Zelka den Newsweek-Artikel mit der Überschrift: „Der Fluch von Hiroshima“.

1963 fällt einem amerikanischen Journalisten, William Bradford Huie, auf, dass Vieles, was über Eatherly veröffentlicht wurde, von Leuten stammt, die ihn nie gesehen haben. Erstaunlicher noch: Keiner der Schreiber hat sich die Mühe gemacht, auch nur eine Akte, sei sie militärischer, ärztlicher oder polizeilicher Herkunft, zu prüfen. Er schreibt ein Buch über Claude Eatherly, „The Hiroshima Pilot“, das 1964 veröffentlicht wird. In diesem Buch führt er auch Gespräche mit Eatherly selbst und zitiert sie wortwörtlich. Demnach war Claude Eatherly damals, im August 1945, frustriert darüber, dass er nur das Wetter über Hiroshima prüfen und nicht die Bombe selbst abwerfen durfte. Ebenso frustriert und enttäuscht war er, als ihm drei Tage später bei der Nagasaki-Mission gar keine Rolle zugewiesen wurde (ebenso wie ein Jahr später, 1946, bei dem überirdischen Atomversuch über dem Bikini-Atoll). Noch im gleichen Jahr 1946 wurde er aus dem Dienst entlassen. Laut Personalakte wurde er wegen „Schwindeln bei schriftlicher Klassenprüfung seines Dienstes als Student enthoben“. – Und nun fingen für Claude Eatherly die Versuche an, im Zivilleben zurecht zu kommen. Versuche, die im Grunde scheiterten. Im Laufe der folgenden zehn Jahre gelang es ihm nicht, eine stabile zivile Existenz aufzubauen. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte er sich übrigens nie über Schuldgefühle zur Teilnahme an Atombombenmissionen geäußert, und hatte auch nie die Rechtmäßigkeit der Atombombenabwürfe auf Hiroshima und Nagasaki in Frage gestellt. Er begann zu trinken, beging Fälschungen, und wurde nach einem Überfall auf ein Lebensmittelgeschäft verhaftet. Der sinnlose Überfall, bei dem er nur ein paar Münzen erbeutete, wird später als Beweis dafür hochgehalten, dass er bestraft werden wollte: nicht für seine Fälschungen und Einbrüche, sondern für seine Teilnahme an einem großen Verbrechen, dem Angriff auf Hiroshima. – Später hat Eatherly sich dieser neuen Rolle wohl angepasst und versucht, seinem Leben einen neuen Sinn zu verleihen.

Huie's Buch wird damals auch in Deutschland rezipiert – und nach der Lektüre erscheint den Zeitgenossen auch Anders' Briefwechsel mit Eatherly in einem anderen Licht.

So schreibt etwa Dieter E. Zimmer in der *ZEIT* vom 28. August 1964:

SPRECHER:

Obwohl Günther Anders' Absicht, Eatherly mit seinen Briefen zu helfen und nur zu helfen, obwohl seine Integrität über jedem Zweifel stehen, hat ihre Korrespondenz für mich einen peinlichen Beigeschmack. Sie zeigt einen Mann, der, gestützt auf eine höchst dürftige Kenntnis der näheren Umstände des Falles und mit einer von vornherein fertigen Meinung dazu, sich in das Unglück eines ihm geistig weit unterlegenen Fremden hineindrängt, seinen Gewissensqualen Beifall spendet, ihm

dafür säkulare Bedeutung verheißt und ihm vom ersten Wort an eine Rolle zudiktiert, die nur als ganze anzunehmen oder auszuschlagen ist.

ERZÄHLERIN

Der Schweizer Georg Geiger veröffentlicht 1991 seine Dissertation mit dem Titel: „Der Täter und der Philosoph – Der Philosoph als Täter. Die Begegnung zwischen dem Hiroshima-Piloten Claude R. Eatherly und dem Antiatomkriegphilosophen Günther Anders. Oder: Schuld und Verantwortung im Atomaren Zeitalter“. Das Buch erscheint ein Jahr vor dem Tod des Günther Anders, der – laut Geiger – seine Mitarbeit verweigert hat. Geiger untersucht den Fall Eatherly nicht im Stil einer journalistischen Recherche, sondern in Form einer ausführlichen Literaturstudie. Einige seiner Schlussfolgerungen:

SPRECHER:

Huie gebührt das Verdienst, den Mythos Eatherly zerstört zu haben. Aber er genießt den Rufmord ein wenig zu sehr. Er schüchtert den armen Eatherly fast das ganze Buch hindurch ein und unterstellt ihm, er sei ein raffinierter Betrüger, der den ganzen Schwindel von Anfang an geplant habe. Tatsächlich scheint Eatherly mehr benutzt zu werden als dass er andere benutzt.

Mit der Newsweek-story gelang Anders dann die ersehnte moralische Konstruktion, die er bis heute hartnäckig als Tatsache und einzige Wahrheit verteidigt. Doch die Konstruktion war brüchig. Sie hielt nicht. Denn sie musste zuviel tragen: die Wünsche und Hoffnungen von Günther Anders selbst und all der anderen Menschen die Eatherly zur Projektionsfigur umfunktionierten.

Der Fall Claude Eatherly anerbote sich für die öffentliche Meinung als willkommene Projektionsfläche der eigenen Wünsche und Ängste. Eine Gesellschaft, die sensibilisiert war in Bezug auf die akute Möglichkeit eines Atomkrieges, und die noch nie grundsätzlich und offen über die Rechtmäßigkeit eines geplanten thermonuklearen Massenmordes nachgedacht hatte, modellierte sich aus der zerbrechlichen Knetmasse des vereinsamten Claude Eatherly eine Projektionsfigur nach Maß: Alles, was im Verlaufe mehrerer Jahre von den verschiedensten Seiten beige-steuert wurde zur Legendenbildung rund um die Person von Eatherly bestand zum größten Teil aus latenten Schuldgefühlen, Wunschvorstellungen und Ängsten.

ERZÄHLERIN

Günther Anders hat sich hartnäckig verteidigt – und zum Teil sogar ziemlich überzeugend. Er schreibt zum Beispiel:

GÜNTHER-ANDERS-SPRECHER:

[[Wer den ersten Brief Claudes an mich für ein Schwindel-Dokument hält, der mißverstehet nicht nur den Charakter des Schreibers, vielmehr überschätzt er dessen

Geist ungeheuer. Denn um so raffiniert schwindeln zu können, benötigt man eine hochgradige schauspielerische Intelligenz, die Claude gar nicht besessen hat. (...)] Mir persönlich, der ich als äußerst argwöhnisch gelte, ist der Verdacht, daß Claude seine Reue nur gespielt, also gar keine Reue empfunden habe, nie gekommen. Wofür, cui bono, hätte er das denn auch tun sollen, da ja die ihm zugedachte Rolle des ‚national glamour boy‘ viel größere Vorteile versprach?

Wenn ich aber irgendwelche Verdachte gehabt hätte, dann wären diese mir im Jahre 1962, als ich mich mit ihm in Mexico City traf, gründlich ausgetrieben worden. Dort bin ich nämlich Zeuge eines Reue-Anfalls gewesen, der, wenn er nicht ‚echt‘ gewesen ist, beweisen würde, daß Eatherly nicht nur der größte Briefschwindler, sondern auch der überwältigendste Schauspieler aller Zeiten gewesen ist. Das verlief so:

Im Laufe einer Unterhaltung, die der Vorbereitung einer Filmaufnahme dienen sollte, stellte ich ihm noch einmal, vielleicht zu unvermittelt, die Frage, wann und woraufhin seine ‚Konversion‘ eingetreten sei. Und da geschah es: da wurde er nämlich, er, der angebliche Stolz der Nation, von einem Weinkrampf überrascht und geschüttelt – er rannte währenddessen im Zimmer auf und ab –, von einer Attacke, der nicht nur *er* nicht gewachsen war; die aufzuhalten oder zu stillen auch *ich* völlig unfähig blieb, obwohl ich, wie ich weiß, Mitmenschen zuweilen ein wenig beruhigen kann. Ich mußte den Anfall einfach seinen Lauf nehmen lassen, bis Claudes Weinen nach einem letzten schweren Seufzer verstummte, und er, der glamour boy, kraftlos in einen Sessel zurücksank.

ERZÄHLERIN

Bei dem Treffen in Mexico, 1962, waren auch Anders‘ Frau Charlotte und der deutsch-jüdische Filmemacher Erwin Leiser dabei, der 1960 den Dokumentarfilm ‚Mein Kampf‘ gedreht hatte und nun einen Film über Hiroshima machen wollte. Wir können beide nicht mehr fragen, aber Leiser hat in seinem Erinnerungsbuch ‚Gott hat kein Kleingeld‘, erschienen 1993, ein Jahr nach Günther Anders‘ Tod, die Begegnung zwischen Anders und Eatherly aus seiner Sicht dargestellt:

SPRECHER:

Die Begegnung zwischen Anders und Eatherly erlebte ich als den ersten persönlichen Kontakt zwischen zwei sehr unterschiedlichen Persönlichkeiten. Sie hatten sich in den Jahren ihres Briefwechsels Bilder voneinander gemacht, die jetzt nicht stimmten. Der eine hatte einen geistigen Vater, der andere einen geistigen Sohn erwartet. Eatherly verstand, daß Anders in Begriffen dachte, die ihm fremd waren. Anders wußte, daß Eatherly’s Gedankengänge, verglichen mit den seinen, primitiv waren und in einen anderen Kontext gehörten. Durch die Veröffentlichung ihres Briefwechsels hatten sie einen internationalen Ruhm gewonnen, dessen konkrete Bedeutung sie noch nicht einschätzen konnten. Ich spürte, wie hoch die Erwartungen waren, mit denen Anders Eatherly gegenübertrat, und ich verstand, daß Eatherly ihn nicht enttäuschen

wollte, wußte aber auch, daß er den Forderungen des Älteren nicht gewachsen war. Es war geplant, Eatherly vor der Kamera seine Erinnerungen an den Bombenabwurf schildern zu lassen. Außerdem erwartete ich von ihm, daß er etwas über seine Schuldgefühle sagen würde. Zusammen mit Eatherly gingen Anders und ich die Texte durch, die Eatherly vor der Kamera sprechen sollte, und Anders begann, sie zu verändern. Eatherly wollte diese Korrekturen nicht, er wagte aber nicht, Anders zu widersprechen, und das führte zu einem Weinkampf, den ich miterlebte.

Wir drehten mit Eatherly an zwei Abenden, er saß an einem Tisch und las seine Texte vom Papier ab. (...)

Der wohl wichtigste Text, den Eatherly vor der Kamera sprach, beschrieb seine Rolle bei der Bombardierung von Hiroshima. Er sagte, daß er festzustellen hatte, ob das Ziel deutlich zu sehen sei, eine „Brücke, deren Zerstörung das japanische Hauptquartier aufs schlimmste beeinträchtigen mußte“. Er fand „das Wetter ideal: Da nur das Ziel sichtbar war, aber nicht die Stadt, würde diese gerettet werden“. Eatherly behauptete, daß das seine Gefühle gewesen seien, als er seine Botschaft an Tibbets [den Piloten, der dann die Bombe abwarf] sandte. Auf die Schilderung seiner Rolle bei der Mission am 6. August 1945 folgten ein Bekenntnis zum Leben und ein paar Worte über seine Schuld, die in die Aussage mündeten, daß er in Gefängnissen stets glücklicher gewesen sei als in der Freiheit, „weil ich dadurch, daß ich bestraft wurde, die Schuld los wurde“.

[[Auf mich machte Claude Eatherly den Eindruck eines sehr liebenswürdigen, sensiblen Mannes, der sich mehr für hübsche Mädchen und Whisky interessierte als für Weltprobleme und dem man nichts von der Krankheit anmerkte, an der er so viele Jahre behandelt worden war. Mir erschien sein Aufenthalt in einer Heilanstalt ungerechtfertigt.]] (...)

Später in Hiroshima begann ich an dem Bild von Eatherly zu zweifeln, das mir Anders vermittelt hatte. Der Eatherly, den ich in Mexico City an den Theken der Bars und auf dem Tanzboden gesehen hatte, entsprach nicht dem Mythos, an den ich geglaubt hatte. Er hatte kein Geld nach Hiroshima geschickt; er hatte auch nie in die Gesichter seiner Opfer geblickt, denn er war nie in Hiroshima gewesen. Auch der Text, den ich in Mexico City aufgenommen hatte, wirkte nicht mehr überzeugend. Hatte er wirklich geglaubt, dass die Atombombe die Aioi-Brücke zerstören und die Stadt verschonen würde? Dass die Angaben anderer über Eatherly nicht stimmten, konnte damit erklärt werden, dass sie sich eben den Mythos zurechtlegten, den sie brauchten, und sich ihren Eatherly erdichteten. Die Vorstellung, dass wenigstens einer der für die Bombe auf Hiroshima verantwortlichen Männer diese ‚Mission‘ bereute, war trostreich: Es gab doch noch einen Menschen unter all denen, die unmenschlich handelten.

ERZÄHLERIN.

Was denkt Mathias Greffrath, der Anders gekannt hat, zu dem Fall Eatherly?

O-TON (20) Mathias Greffrath:

Selbst wenn es die Legende ist, ist es eine gute Legende, und eine hilfreiche Legende. Eine Legende, vergleichbar, nicht literarisch, beispielsweise der Geschichte vom Großinquisitor und dem Gericht, wo Jesus auf die Welt kommt und eine strenge Moral noch mal in die Welt anlegt und sie verkörpert, zum Skandal wird daraufhin. Also jemand wie Eatherly wurde ja auch zum Skandal, und deshalb musste auch gesagt werden – ob nun zurecht oder nicht – dass er ein Betrüger, ein Imposter, ein moralischer Hochstapler ist. Selbst wenn er das war – vielleicht wissen Sie da mehr als ich –, dann ist es eine gute Geschichte, und zwar eine gute moralische Fabel. Und ich meine, die Welt ist voll von Geschichten, die sich nicht so zugetragen haben, und trotzdem stark gewirkt haben.

[[ERZÄHLERIN

Und wie beurteilt Philosoph Konrad Paul Liessmann heute den Fall Eatherly?

O-TON (21) Konrad Paul Liessmann:

Natürlich kann man sehr skeptisch sein, aber darum geht es gar nicht. Meines Erachtens geht es darum: Ich kann diesen Briefwechsel so lesen, als wäre er geführt worden mit jemandem, der in der Tat diesen moralischen Konflikt hat. Das muss jetzt der historische Claude Eatherly nicht gehabt haben. Er kann dem Günther Anders vielleicht etwas vorgespielt haben, aber darum geht es gar nicht. (...) Worum es geht, ist, wie schaut die Verantwortungsfähigkeit eines Menschen aus, der einen Befehl auszuführen hat, der zu einer Massenvernichtung führt.]]

ERZÄHLERIN

In der dritten Stunde reist Günther Anders nach Japan und wir begegnen einer Ärztin, die schon vierzig Jahre in der internationalen Ärzte-Bewegung zur Verhütung des Atomkrieges aktiv ist.

Musik

3. Stunde

Musik

ERZÄHLERIN

Als Delegierter der Friedensbewegung und Mitbegründer der ‚Kampf dem Atomtod‘-Initiative reiste Günther Anders 1958 nach Japan. Ein Jahr später wurden seine Tagebücher dieser Reise unter dem Titel „Der Mann auf der Brücke“ veröffentlicht.

GÜNTHER-ANDERS-SPRECHER:

Kyoto, Juli 1958, Friedensmarsch.

An der Wiege war es mir nicht gesungen worden, mit diesen Männern in Reih und Glied zu stehen. Blick an mir herunter. Schwer zu glauben, daß *ich* es bin. Der Wirkliche sitzt vermutlich irgendwo in Österreich und stellt irgendeinen esoterischen Text über die atomare Gefahr her. So hatte es ja schließlich angefangen. Da hatte ich – vier Jahre ist das nun her – aus Verzweiflung über die Situation und nichtwissend, was man darüber oder dagegen würde vorbringen können, unter einem Nußbaum in der Steiermark gesessen und meine ersten Worte über ‚Apocalypseblindheit‘ und meine ersten Formulierungen des ‚Atomstreiks‘ versucht. Natürlich ohne die Hoffnung, jemals irgendeine Brücke zur Wirklichkeit schlagen zu können. Und nun ist die Brücke da. Und nun gibt es da also, aus tausend Quellen gespeist, eine Bewegung; der läppisch-solistische Protest unter dem Nußbaum ist durch eine Weltbewegung abgelöst; die Frau aus Hiroshima hängt mir als Bundesgenossin im Arme. Das ist schon ein Augenblick, der auch Unerschütterlichere aus dem Gleichgewicht bringen könnte. Aber wir marschieren bereits.

ERZÄHLERIN.:

Für Bernhard Lassahn, Schriftsteller und Herausgeber des Günther-Anders-Lesebuch, waren die Hiroshima-Tagebücher der erste Zugang zu Günther Anders und seinem Werk.

O-TON (22) Bernhard Lassahn:

Ich war 1977 in Hiroshima und war sehr beeindruckt und zugleich sehr enttäuscht von dem Museum, dass da war, eine Art Friedensmuseum, es sah nach nichts aus. Ehrlich gesagt, es wirkte klein, unauffällig, ich hatte es mir anders vorgestellt. [[Das Eindrucksvollste fand ich so einen Schaukasten, wo ein Modell war von Flüchtenden, eine Frau mit Kind in zerfetzten Kleidern die vor den Strahlen flüchteten, aber ansonsten sah man so Papierschwalben, und einen Bogen, den man kennt von den Abbildungen. Es war so, dass mir die Anschauung nicht genügte.]] Es war so, dass was da zu sehen war, eigentlich nichts erzählte. (...) Postkarten konnte man da kaufen,

Friedenslieder, es wirkte alles so naiv und unbeholfen. Deswegen habe ich gefragt, ob es nicht was gibt, was man dazu lesen könnte. Und dann hat mir der Freund das Buch „Der Mann auf der Brücke“ empfohlen. Und das war das erste, und das hat für mich wie eine Einstiegsdroge gewirkt, und habe daraufhin alles von Günther Anders gelesen, was ich in die Finger kriegen konnte. Und dann hat mich ganz besonders „Die Antiquiertheit des Menschen“ richtiggehend begeistert. Ich war begeistert von der Sprache. Ich war begeistert von seiner Art, wie er mit philosophischen Themen in einer verständlichen Sprache umgeht, und gleichzeitig die Sprache dauernd reflektierte. Ich war so begeistert, dass ich praktisch ohne Günther-Anders-Buch nicht mehr unterwegs war, hatte immer eins dabei, das ich lesen wollte.

GÜNTHER-ANDERS-SPRECHER

Hiroshima, 6. August.

Zeitrechnung: Der 6. August 1945 war der Tag Null. Dieser Tag, an dem bewiesen wurde, daß die Weltgeschichte vielleicht nicht mehr weitergeht, daß wir jedenfalls fähig sind, den Faden der Weltgeschichte durchzuschneiden, der hat ein neues Zeitalter der Weltgeschichte eingeleitet. Ein neues Zeitalter, auch wenn dessen Wesen darin besteht, vielleicht keinen Bestand zu haben. Wir leben im Jahre 13 des Unheils. Ich wurde geboren im Jahre 43 vor. Vater, den ich im Jahre 1938 in den USA begrub, ist im Jahre 7 vor gestorben. In einem anderen Zeitalter.

Hiroshima – Jahrestag. Beginn des Jahres 14.

Komme soeben von der öffentlichen Gedenkfeier. Im Freien, unter blendend blauem Himmel. Auf dem sonst leeren, nun von Menschen zugedeckten Platze, wo „es“ geschehen war. Und um acht Uhr morgens beginnend, also in demjenigen Augenblick, da „es“ geschehen war. Vorne auf Bänken Geladene, Vertreter der Provinzen, Städte, Kirchen, des Hofes, wir offiziellen Gäste, unter uns indische Marineoffiziere (wohl von Nagasaki heraufgekommen). Über uns, entsetzlich symbolisch, Flugzeuge. Als der Moment eintrat, völliges Verstummen. Dann Musik. Chopins Marche Funèbre. Welch sonderbare Unsterblichkeit! Aber als Trauermusik für 200.000 unangemessen.

ERZÄHLERIN

Günther Anders im Originalton, Wien, 1978:

O-TON (23) GÜNTHER ANDERS:

Ich saß vor ein paar Jahren in einer Veranstaltung gegen den Vietnamkrieg, und neben mir saß ein japanischer Student. Ich sprach ihn an, sagte, ich kenne ihr Land, bin in Kyoto gewesen, und in Tokyo, und habe die japanische Antiatombewegung kennengelernt. Und da machte er ein erstauntes Gesicht, und fragte: heißen Sie vielleicht Günther Anders? Da antwortete ich: Ich heiße nicht nur so, ich bin es. Da

sagte er, dann muß ich Ihnen danken, denn wir wissen in Japan erst, was eigentlich die atomare Situation ist, seitdem wir ihre Bücher, ihren Briefwechsel mit Eatherly und ihre Beschreibung von Hiroshima in dem Buch „Der Mann auf der Brücke“, gelesen haben. Das war eine sonderbare Erfahrung, die ich da gemacht habe. Es beweist nämlich, daß man gar nicht körperlich dabei sein muß bei einem Ereignis, um es zu verstehen. Viele, die körperlich dabei waren, haben gar nicht verstanden, was damals vor sich gegangen ist. Ich habe in Hiroshima – weiß nicht ob ich es schon erwähnt habe – mit mehreren Opfern gesprochen, die dabei gewesen waren, nicht im Zentrum der Stadt, denn dann wären sie verglüht, verbrannt, sondern sie waren in einem Vorort von Hiroshima. Als ich sie fragte: Können sie mir irgendetwas darüber erzählen, welche Erfahrung haben Sie da durchgemacht? Da haben sie nur den Kopf geschüttelt, weil sie unfähig waren, über die Erfahrung, die gar keine inhaltliche Erfahrung war, sondern nur ein Schnitt in ihrem Erfahrungskontinuum, irgendetwas zu sagen. Außerdem reichte die Sprache nicht aus, um das Enorme dieses Ereignisses zu beschreiben.

GÜNTHER-ANDERS-SPRECHER:

Hiroshima, August 1958, Gespräche mit Opfern.

Die meisten, namentlich die Frauen, beschränkten sich auf Flüstern. Eigentlich sprachen sie nicht zu uns, sondern nur zu ihren Übersetzern. Ja, sie blickten sogar, während sie übersetzt wurden, durchweg auf die Tischplatte. Scheu war also ungleich deutlicher vorherrschend als Eitelkeit oder Zeigelust. Und wir – Europäer, Inder, Amerikaner, Australier, Japaner – benahmen uns auf völlig gleiche Weise: Wir alle hielten nun unsere Köpfe gesenkt, nicht nur, weil unser Schmerz zu groß war, als daß wir ihn zu zeigen gewagt hätten, sondern auch, weil unsere Scham zu groß war: Unsere Scham darüber, Menschen zu sein. Die Scham über das, was Menschen Menschen *hatten* antun können; also über das, was sie *auch heute* noch einander antun können; also Scham darüber, *auch* ein Mensch zu sein. Diese Scham muß geleistet werden. Da diejenigen, die „es“ getan haben: Die Schuldigen, die Schuldner, den Schambetrag, der nun einmal fällig ist, nicht begleichen, ja diesen noch nicht einmal anerkennen, müssen Stellvertreter einspringen, andere, die an ihrer statt die gebotene Scham leisten. Welche Arbeitsteilung: Die einen tun's, und die anderen erröten. Und erröten zusätzlich auch noch darüber, daß sie gezwungen werden, einzuspringen.

O-TON (24) Präsident Truman:

A short time ago an american aeroplane dropped one bomb on Hiroshima and destroyed its usefulness to the enemy. (...) With this bomb we have now added a new revolutionary increase in destruction.

GÜNTHER-ANDERS-SPRECHER:

Hiroshima, Nacht. In gewissem Sinne existiert es aber doch noch, dieses verwüstete Hiroshima. Nämlich in den Herzen vieler, die das neue niemals gesehen haben und es niemals sehen werden. Die aber sollen kein anderes Bild von Hiroshima jemals kennenlernen. Und dieses Bild werden wir als Symbol verewigen und auf Räder stellen und durch die Welt rollen. Damit auch diejenigen, die es auch heute noch nicht wissen, endlich begreifen, daß der Name 'Hiroshima' keine Stadt bezeichnet, sondern den Zustand ihrer Welt; und daß auch sie in Hiroshima wohnen.

ERZÄHLERIN

Zu Besuch in Berlin bei der 80-jährigen Ärztin Barbara Hövener. Ihr Leben lang hat sie als Anästhesistin gearbeitet. Seit 40 Jahren ist sie aktiv in der internationalen Ärzte-Bewegung gegen die Atomwaffen, die IPPNW, The International Physicians for the Prevention of Nuclear War, gegründet im Jahre 1980 von zwei Kardiologen: Prof Bernard Lown aus Amerika zusammen mit seinem Kollegen, den er schon lange kannte, Guchin Sazov aus der UdSSR. Barbara war 1982 Mitbegründerin der Deutschen Sektion. Diese internationale Bewegung hat 1985 den Friedensnobelpreis bekommen.

O-TON (25) Barbara Hövener:

Was ich an dieser Bewegung der internationalen Ärzte zur Verhütung des Atomkrieges so besonders finde: Wir haben Kongresse gemacht, und auf diesen Kongressen da trifft man Menschen, Mediziner aus aller Welt, und die wollen alle das gleiche!! Das ist faszinierend! Man steht da und den neben einem, sie wollen alle dasselbe, sie wollen alle die Atomwaffen loswerden. Das ist eine tolle Erfahrung!

ERZÄHLERIN

Als Konrad Paul Liessmann 1992 in Wien einen Günther-Anders-Kongress zu dessen 90. Geburtstag organisierte, wurde auch Barbara Hövener eingeladen. In ihrem Vortrag hieß es unter anderem:

SPRECHERIN:

„Seit den Atombombenabwürfen, den nuklearen Menschenversuchen von 1945 in Hiroshima und Nagasaki, explodierten mehr als 1830 Atombomben. Durchschnittlich alle neun Tage testeten die Atomwaffen besitzenden Länder nukleare Waffen, um ihre Explosivkraft, ihre Zielgenauigkeit, ihre Zerstörungspotentiale zu erhöhen. Getestet wurde und wird immer auf Eingeborenen-Land: auf dem Land der armen und unterdrückten Völker. In den USA auf dem Land der Shoshone-Indianer, in den UdSSR auf dem Land der Kasaken, die Chinesen benutzten das Land der Uiguren, die Engländer haben das Land der Aborigines in Australien vergiftet.“

„Die knapp 500 überirdischen atomaren Tests, die eine Sprengkraft von 629 Megatonnen, entsprechend 42.000 Hiroshima-Bomben, hatten und Radioaktivität in

nie gekanntem Ausmaß freisetzen, brachten Krebs, Leukämie, Schilddrüsenerkrankungen, Störungen des Immunsystems, genetische Schäden über die Betroffenen. Andrej Sacharow, der Vater der sowjetischen Atombombe, schätzte in seiner letzten Denkschrift, daß jede getestete Megatonne 10.000 Opfer fordert; das würde bedeuten, daß die überirdischen Atombombenexplosionen mindestens 6 Millionen Menschen das Leben gekostet haben.“

[[„Kinderärzte der amerikanischen Ärztebewegung gegen den Atomkrieg sammelten die Milchzähne von Kindern und wiesen in diesen Strontium nach, das nur von den überirdischen Atomtests kommen konnte. Diese und andere internationalen Aktivitäten und massive Proteste in der Bevölkerung führten dazu, daß die USA, UdSSR und Großbritannien 1963 ihre überirdischen Atomtests einstellten.“]]

O-TON (26) Barbara Hövener:

Günther Anders habe ich kennengelernt über die Initiativen der Ärzte zur Verhinderung eines Atomkrieges. Wir haben Kongresse veranstaltet um die Leute aufzuklären über die Folgen eines Atomkrieges, und wir haben in Berlin dazu den zweiten Kongress veranstaltet. Den ersten haben die Kollegen 1981 in Hamburg gemacht, und wir haben 1982 in Berlin den zweiten Kongress durchgeführt. Dazu haben wir Günther Anders eingeladen. (...) Und der hat leider absagen müssen, weil er kränklich war (...) Weil er nicht kommen konnte, hat er uns als Ersatz diesen Druck geschickt:

„Ein Aufruf in Krankenhaus und Praxis auszuhängen: Liebe Patienten, hiermit erklären wir, dass keiner von uns Ärzten, keine medizinische Institution, kein Krankenhaus fähig sein wird, Ihnen nach einem Atomangriff auch nur die mindeste Hilfe zu leisten. Denn wir werden so tot sein wie ihr. Was könnte einen atomaren Angriff auslösen? Antwort: die Häufung von atomaren Raketen. Die wären begreiflicherweise die Attraktionspunkte für einen herausgeforderten Feind. Raketen sind Untergangsmagneten. Zieht aus dieser Tatsache, in Eurem eigenen Interesse und in dem Eurer Kinder und Kindeskinde die einzig mögliche Konsequenz! Verlangt als Bürger, als Menschen, als Eltern die Säuberung des europäischen Bodens von Kernwaffen!“ – Die Ärzte Deutschlands.

- (...) Welchen Eindruck hatten Sie von ihm?

Der war ein Kämpfer auf unserer Seite (LACHT), das war unser Vorbild, unser Vorreiter sozusagen. Der hat ja schon lange, seit Mitte Fünfzig, nach dem Atombombenabwurf, sich damit beschäftigt, und hat dazu auch sehr viel gearbeitet, hat Kontakt aufgenommen... und war auch im Kampfbund gegen die Atomgefahr...

ERZÄHLERIN

Eine große Überraschung: In Barbara Höveners Bücherschränken gibt es nicht nur viele Bücher von Günther Anders – darunter „Die Antiquiertheit des Menschen“ –, sondern sie holt auch einige Ordner zum Vorschein – noch von ihrem inzwischen

verstorbenen Ehemann angelegt –, in denen unzählige Zeitungsartikel und Essays über Günther Anders zusammengetragen sind. Wir lesen Überschriften und Zitate:

O-TON (27) Barbara Hövener:

Barbara: „Er übertreibt nur wie ein Mikroskop es tut, besser noch wie ein Radargerät, denn er sieht durch den Nebel der Abstumpfung, Gewöhnung und Verbiederung hindurch die wachsende Gefahr der völligen Entmenschlichung“ – Rober Jungk über Günther Anders

„Es genügt nicht, die Welt zu verändern, das tun wir ohnehin und weitgehend geschieht das sogar ohne unser Zutun. Wir haben diese Veränderung auch zu interpretieren, und zwar, um diese zu verändern, damit sich die Welt nicht weiter ohne uns verändere, und nicht schließlich in eine Welt ohne uns“ – Günther Anders.

(...)

[[Er hatte eine sehr prägnante Sprache, man hat ihn gut verstanden, er war sehr eindringlich und verständlich, das ist ja manchmal bei Philosophen nicht so ganz einfach, und ich glaube, er hat sich ja zum Teil selbst gar nicht als Philosoph bezeichnet.

- Er wollte von allen verstanden werden.

Ja, das ist ihm auch gelungen. (...)

WIR HÖREN EINE FLIEGE SUMMEN

Barbara: ...auch ein Tier, da habe ich gedacht, das ist auch ein Lebewesen hier bei uns, die Fliege, und eigentlich nervt sie mich furchtbar, und wollte sie schon ein paar Mal todpatschen, und dann habe ich gedacht: das kann ich eigentlich nicht mehr.

(...)]

Lou: „Der Philosoph und Publizist wird 85 Jahre alt: Ein unbequemer Mahner.“

Barbara: Ja, aber ein guter Mahner, wir hätten mehr davon gebraucht, das ist wichtig ja, das was wir eigentlich erreichen wollten, haben wir nicht erreicht. Aber was mir Günther Anders beigebracht hat, ist, dass der Mensch, der gelernt hat was zu schaffen, zum Beispiel Atomwaffen, dass selbst wenn sie abgeschafft werden, ist das Problem nicht gelöst, denn der Mensch kann sie immer wieder konstruieren. Das habe ich von ihm gelernt. Das hat mich auch dazu bewogen weiter zu machen und nicht aufzuhören.

- Haben Sie manchmal gezweifelt?

Ja, sehr, klar... vor allem auch wegen der Ignoranz der Menschen, und auch der Kollegen.

- Sogar Kollegen?

Kollegen, jaja, aber wir haben eine relativ große Gruppe gehabt, aber wenn man überlegt, das ist nicht die gesamte Ärzteschaft in Deutschland, wir mussten zum Beispiel sehr kämpfen mit den Kollegen der Ärztekammer. Unsere Einladungen haben sie nicht gefolgt, sie sind nicht gekommen. Diese konservative Seite der Ärzteschaft war schwer zu bewegen, überhaupt zuzuhören, ganz problematisch, die haben uns anfangs ignoriert und ziemlich negativ behandelt.

- Trotzdem haben Sie weitergemacht?

Ja, nach dem Friedensnobelpreis hat Geisler uns als fünfte Kolonne Moskaus bezeichnet... unglaublich... Kohl hat sich auch beschwert, dass wir den Friedensnobelpreis bekommen... Das ist einmalig, dass die Bundesregierung sich in Oslo beschwert hat. (...)

... ein wesentlicher Tag ist natürlich der 6. August, der Hiroshimatag, da gibt es immer eine Veranstaltung in Berlin, in Friedrichshain im Park, wo eine Friedensglocke ist, und da wird sich getroffen, werden einige Reden gehalten und es werden auch Tauben fliegen gelassen und es sind japanische Trommler da, die die Reden begleiten und trommeln. Das ist zwar eine kleine Gruppe, aber ich finde es ganz wichtig, dass man sich am 6. August trifft, und an die Atombombenopfer denkt und an den Abwurf der Atombombe.

ERZÄHLERIN

Mittlerweile gibt es neun Atomwaffen besitzende Länder: Amerika, Russland, die Volksrepublik China, Frankreich, Großbritannien, Indien, Pakistan, Israel und Nordkorea. Demokratien und Diktaturen, mit unterschiedlichen Einsatzdoktrinen und Arsenalen von knapp 100 Waffen bis mehreren Tausenden. Und mit Sprengkräften, die das Tausendfache der Hiroshimabombe übersteigen. Befinden sich auf dem Gebiet von NATO-Mitglied Deutschland Atomwaffen?

O-TON (28) Barbara Hövener:

Ja, (...) die gibt es in Büchel, versteckt in der Eifel, das sind 20 amerikanische Atombomber, B-61, jetzt noch, die sollen demnächst erneuert werden.

Dementsprechend gefährlicher, weil sie zielsicherer sein sollen, dementsprechend zwar weniger Kollateralschäden verursachen, aber da ist die Hemmschwelle für den Einsatz natürlich verringert.

- Waren Sie da mal?

Ja, ich war in Büchel da, da haben wir auch protestiert, ich war schon zwei, drei Mal in Büchel, und werde wahrscheinlich dieses Jahr wieder hinfahren.

- Und wie wird das denn aussehen?

Da sind wir beteiligt, dass wir die Tore am Fliegerhorst blockieren.

- Wie?

Zivil ungehorsam machen, wir setzen uns da einfach vor das Tor auf die Straße.

- Was wird passieren?

Nicht viel, wir werden registriert und kriegen dann vielleicht eine Strafe aufgebremmt. Es ist so, es ist nicht sehr bekannt, die Zeitungen schreiben nicht darüber, was wir da machen, das bedrückt uns sehr. Wir versuchen, da Aktionen zu machen, in die Öffentlichkeit zu kommen und die schreiben nicht darüber, das ist ganz schwierig den Menschen das bekannt zu machen. Wenn wir hier auf der Straße zum Beispiel

jemanden fragen: Wissen Sie, dass wir in Deutschland Atomwaffen haben? Nein, die wissen es nicht.

- Wie kommt es, dass dieses Thema Sie so berührt?

Das sind die Auswirkungen eines solchen Krieges, eines Atomschlages. Die sind so unvorstellbar, dass man was dagegen machen muss. Damals am Anfang als wir uns damit beschäftigt haben, haben wir gesagt: Was passiert, wenn eine Atombombe über Berlin explodiert? Man kann es eigentlich nicht beschreiben, so viele Verletzte, Tote und Menschen die man nicht behandeln kann, auch die Ärzte und Pflegekräfte. Das weiß man ja alles von Hiroshima, die sind auch tot, man weiß, dass wir nicht helfen können. Deswegen muss man sich damit beschäftigen und sorgen, dass das nicht mehr passiert, obwohl wir jetzt ja ziemlich dicht davorstehen. (...) Der Krieg in Ukraine, der von Putin losgetreten wurde, und wenn wir daran denken und wissen, dass Putin Atomwaffen hat, und auch schon damit gedroht hat sie einzusetzen. (...)

[[ERZÄHLERIN

Später beim Abschied erzählt Barbara, dass eine Freundin, die im Berliner Zentrum wohnt, sich fragt, ob es überhaupt noch Schutzbunker in der Nähe gibt. Nein, gibt es wohl nicht mehr. – Und die nächste U-Bahnstation Uhlandstraße wäre bestimmt nicht tief genug.

Konrad Paul Liessmann sagt:

O-TON (29) Konrad Paul Liessmann:

Unsere Phantasie versagt bis heute bei dem Versuch uns vorzustellen – auch wenn wir am Computer animierte Szenarien entwickeln können –, was würde tatsächlich ein atomarer Schlagabtausch, der in diesen Tagen ja nicht mehr ganz ausgeschlossen ist, in den Tagen des Ukraine-Krieges, was würde ein atomarer Schlagabtausch tatsächlich bedeuten für uns. Wie haben wir uns das vorzustellen? Welche Formen von Leid, von Schmerz, von kurzfristiger, mittelfristiger, langfristiger Vernichtung, von dahinsiechendem Sterben wird das zur Folge haben? Wir können uns auch nicht vorstellen was es bedeutet – das ist jetzt 70 Jahre her –, dass die Menschheit für alle Zeiten mit diesem Damoklesschwert einer sich selbst vernichtenden Technologie leben muss. Wie uns das prägt, wie das auch unsere Versuche prägt, uns das gerade nicht vorstellen zu wollen und das ganze zu verdrängen! Das ist uns in den letzten 20 Jahren wunderbar gelungen. Man tut, als ob Putin der erste ist, der uns daran erinnert, dass es wieder Atomwaffen gibt auf diesem Planeten, das heißt, gerade dieses Nicht-vorstellen-wollen und Nicht-vorstellen-können ergibt viele Verdrängungsmechanismen.]]

ERZÄHLERIN

Originalton Günther Anders, Wien 1978:

O-TON (30) GÜNTHER ANDERS:

[[Ich hatte schon gedroht, ich könnte eine ganze Reihe von Verharmlosungsmethoden nennen, und die Verharmlosungsmethode die sehr häufig benutzt wird, ist die, dass man sagt: Da seit dem Jahre 1945 trotz der großen Menge von Atomwaffen kein neuer Atomkrieg ausgebrochen ist, ist das ein Beweis, dass man, obwohl man Atomwaffen hat, den Atomkrieg vermeiden kann. Immer wieder wird hingewiesen auf die Gefahr, die während des Kalten Krieges bestanden hatte, und die Tatsache, dass es bis heute nicht eingetreten ist, ist kein Beweis dafür, dass es nicht morgen eintreten könnte. Aber dieses Argument wird öffentlich nicht benutzt. Und]] wenn heutzutage die Gefahr eines Atomkrieges existiert, so sehe ich nicht vor mir einen atomaren Angriff Russlands oder Amerikas, sondern den atomaren Angriff irgendeines zweitrangigen Staates, im partikularen Interesse, um ein bestimmtes Territorium zu erobern, und deswegen eine Atomwaffe einsetzt. (...) Mit der Gefahr der Eskalation. Und das Furchtbare ist, dass die kleinen Staaten im Besitz dieser Waffe plötzlich allmächtig geworden sind. Die kleinsten Staaten, die früher in der Weltpolitik überhaupt nicht mitrechneten, sind im Augenblick, in dem sie eine Atomwaffe haben und damit drohen können, omnipotent geworden. Im Grunde genommen leben wir in einer politischen Situation der gegenseitigen Erpressung. Jeder kann jeden erpressen, denn der kleinste Staat kann heute den größten Staat vernichten. Und in dieser Situation noch sinnvolle Politik zu treiben, ist beinahe unmöglich.

ERZÄHLERIN

Günther Anders hat vorgeschlagen, dass alle Menschen – Arbeiter, Physiker, Wissenschaftler – die in der Rüstungsindustrie arbeiten, auch wenn sie nur ein Rädchen, gerade weil sie nur ein Rädchen im System sind, einen hippokratischen Eid ablegen, und geloben, dass sie die Arbeiten, an denen sie teilnehmen, aufgeben, sollte sich erweisen, dass diese Arbeiten direkte oder indirekte Vernichtungsarbeiten sind. Er hat auch von einem Produktstreik gesprochen – aber bezogen auf welche Produkte?

O-TON (31) GÜNTHER ANDERS:

Ja, das ist sehr schwierig zu beantworten. Das ist wirklich eine heikle Frage, denn die Wissenschaft hat ein Doppelgesicht. Es gibt viele Dinge, die man für gute Ziele einsetzen kann und auch für schlechte. Und an der untersten Ebene der Arbeit, der Fabrikarbeit, ist noch gar nicht zu übersehen, weiß oft der Arbeiter gar nicht, ob das, was er arbeitet, für eine Atombombe ist oder für eine andere nützliche und ungefährliche Absicht. Es gibt aber auch eindeutige Situationen. Am eindeutigsten ist die Situation beim Wissenschaftler, der unzweideutig eingesetzt ist, um Atombomben oder chemische Waffen zu entwerfen, und seine Experimente zu machen, um diese Waffen zu verbessern.

[[- Wovon ist der Produktstreik die Konsequenz?

Das ist die Konsequenz – und da werden sie sehen, dass alle meine Gedanken in einem Zusammenhang sind, der Zusammenhang ist nicht von mir entworfen als ein beabsichtigtes philosophisches System, sondern nachträglich stellt sich der Zusammenhang heraus – der Produktstreik und der Nicht-Produktstreik ist die Konsequenz davon, dass man sich nicht vorstellen kann, was man arbeitet, und nur derjenige, der es gelernt hat, sich vorzustellen, wofür seine Arbeit eingesetzt wird, nur der würde vielleicht bereit sein, einen Produktstreik anzutreten. Aber ich bin in der Hinsicht nicht sehr optimistisch. Es hat einmal am Ende des 1. Weltkrieges in Deutschland einen Produktstreik gegeben, da haben die Munitionsarbeiter in Deutschland die Maschinen stillliegen lassen, um das Ende des Krieges zu forcieren. Das war auch nicht in der gesamten Großindustrie, sondern das war an einzigen Stellen, und ich glaube nicht – das war 1917-18 – da hatte Deutschland nicht mehr das nötige Kriegsmaterial. Der Zusammenbruch wäre wahrscheinlich auch ohne damaligen Produktstreik – der wurde so nicht genannt, den Namen habe ich eingeführt – eingetreten.]]

-Streiken, sogar Vernichten von Produkten, sollte das reichen?

Letztlich nicht. Es tut mir leid, dass ich immer sehr negative und pessimistische Dinge sagen muss. Durch die Zerstörung von Zerstörungsmitteln ist das Glück noch nicht garantiert, denn man kann jeder Zeit die Mittel wieder herstellen. Die Blueprints sind nicht zerstört, wenn die Geräte zerstört sind. Aber wenn Geräte zerstört werden, so wäre das in gewissen politischen Situationen eine ungeheure, eine Fanfare. Da würde dann wahrscheinlich eine Volksbewegung mobilisiert werden können. Ich bin mir der geringen Chance meiner Vorschläge nicht unbewusst, ich weiß genau, dass ich kein Retter bin, nichts liegt mir ferner zu glauben, als dass ich ein Retter bin. Ich denke die Probleme nur durch und ich hoffe, dass durch das Durchdenken auch einmal ein paar Antworten und Lösungen gefunden werden können.

ERZÄHLERIN:

Nach der Reaktorkatastrophe von Tschernobyl 1986 schreibt Günther Anders einen Brief an Barbara Hövener:

O-TON (32) Barbara Hövener:

„Ich nehme an, auch Sie befinden sich nach Tschernobyl im Zustand der Verzweiflung, aber unsere Verzweiflung darf uns nichts angehen. Trotz geringer Erfolgsaussichten müssen wir weitermachen.“ Ja, lieber Günther Anders, wir machen weiter, das verspreche ich Ihnen. Unser Eid auf das Leben verpflichtet uns zum Widerstand.

- Das war ihre Reaktion? Und haben Sie weitergemacht?

Ja, ich mache immer noch weiter, trotz (LACHT) geringer Aussichten leider und der schwierigen Situation, in der wir uns jetzt befinden.

ERZÄHLERIN

Nach Tschernobyl machte Günther Anders auch weiter und provozierte mit sehr kontroversen Thesen eine Diskussion über Gewalt. In einem Gespräch mit Manfred Bissinger sagte er damals:

GÜNTHER-ANDERS-SPRECHER:

Obwohl ich sehr häufig als Pazifist angesehen werde, bin ich inzwischen zu der Überzeugung gekommen, daß mit Gewaltlosigkeit nichts mehr zu erreichen ist. Verzicht auf Tun reicht nicht als Tun. Das ist seit Tschernobyl deutlicher geworden. Wir sind – das kann wohl niemand bestreiten – wirklich in einem Zustand, der juristisch als ‚Notstand‘ bezeichnet werden kann. Nein, muß. Millionen von Menschen, alles Leben auf der Erde, das heißt also, auch das künftige, sind tödlich bedroht. Nicht von Leuten, die direkt Menschen umzubringen wünschen, sondern die das Risiko in Kauf nehmen; und die nur technisch und faktisch denken können, und ökonomisch und geschäftlich. Von allen Gesetzbüchern, selbst vom kanonischen Recht, ist Gewalt im Zustand des Notstandes nicht nur erlaubt, sondern empfohlen. Zum Beispiel Strafgesetzbuch Paragraph 53, 1 bis 3. Das muß man den Mitmenschen klarmachen.

Es ist nicht möglich, durch liebevolle Methoden, wie das Überreichen von Vergißmeinnichtsträußen, die von Polizisten gar nicht in Empfang genommen werden können, weil sie ja ihre Schlagstöcke in der Hand halten, effizienten Widerstand zu leisten. Ebenso unzulänglich, nein: sinnlos, ist es, für den atomaren Frieden zu fasten. Das erzeugt nur im Fastenden selbst einen Effekt, nämlich Hunger; und vielleicht das gute Gewissen, etwas ‚getan‘ zu haben.

ERZÄHLERIN

Es entstand eine aufwühlende öffentliche Diskussion. Ein paar Reaktionen:

SPRECHER:

Schriftsteller Hans-Christoph Buch:

„Mit seinem Plädoyer für Gewalt fällt Günther Anders hinter alles zurück, was er selbst geschrieben und gesagt hat.“

SPRECHERIN:

Politikerin Anke Martiny:

„Anders hat ja recht, wenn er konstatiert, daß wir mit unseren Methoden gegen Rüstung, gegen Atomstaat, gegen Verharmlosung durch Bürokraten und Industriesprecher, gegen Gleichschaltung von Information, ... an eine Grenze

gekommen sind: Noch mehr Demonstranten zusammen auf einer großen Wiese, eine noch längere Menschenkette, noch mehr Briefe an Abgeordnete in Kommunen, Ländern und Bund werden den erhofften Prozeß des Umdenkens und – vor allem – des veränderten Verhaltens nicht bewirken.“

SPRECHER:

Journalist Volker Hage:

„Er will einfach keine Ruhe geben, der alte Mann in Wien. Er will uns keine Ruhe gönnen. Er kann uns nicht in Ruhe lassen – nicht in Ruhe verdrängen lassen, nicht in Ruhe uns einlullen und besänftigen lassen, nicht in Ruhe es uns bequem machen in jenem Hinterstübchen im Kopf, das da flüstert: Es wird schon alles nicht so schlimm kommen! Und wenn etwas passiert, wird es schon weit genug weg sein! Günther Anders, der Mann, der uns immer etwas voraus war, auch uns Jüngeren, und viel Jüngeren, rechnet vor und rechnet zu Ende.“

ERZÄHLERIN

Günther Anders wollte keine Ruhe geben – woher rührte dieser beharrliche Widerstandsgeist? Journalist und Autor Mathias Greffrath:

O-TON (33) Mathias Greffrath:

Er hat mir irgendwann mal gesagt – als Sohn des säkularisierten Judentums hatte er, glaube ich, mit der Religion nicht viel im Sinn, er war mehr noch als ein agnostischer ein atheistischer Denker – aber wem er immer sich verbunden fühlte, war schon diese Tradition eines Volkes, das durch alle Verfolgungen, Niederschläge, Vertreibungen, Kriege seine Identität und seine Werte bewahrt hat. Insofern ist er, denke ich, ein Stück jüdischer Hartnäckigkeit, jüdisches Durchhaltevermögen, durchsetzt mit Deutschem Idealismus. Das ist im Grunde Familienerbe bei ihm. Und natürlich: Es gibt halt kämpferisches Temperament und welche, die knicken ein. Philosophisch gesehen war er schon ein Stehaufmännchen, und praktisch gesehen jemand, der sich nicht beirren ließ. Ich denke diese Sturheit, er hat es Sturheit genannt, ich würde sagen, dieses Durchhaltevermögen, diese Hartnäckigkeit, auch dieses Stück... wie soll ich sagen: Richtigkeit, die man dem eigenen Denken, eigenen Handeln zumutet, die manchmal ja grotesk ist: Was kann man mit Denken gegen Panzer ausrichten – aber dieses ‚Es kommt auf mich an‘-Gefühl, das ist natürlich in letzter Instanz – ob da nun ein Gott dahintersteckt oder nicht – ein religiöses Verhältnis zur Welt. (...)

Da gibt es die schöne Geschichte, dass es eine Anti-Atomkundgebung in Frankfurt gab, in den frühen 60ern vielleicht, vielleicht auch davor: „Kampf dem Atomtod“, er dort reden sollte, verhindert war, weil er schwer erkältet war, im Bett lag und Adorno anruft und sagt: Ich kann nicht kommen, Teddy, können Sie die Rede halten für mich. Und dann sagte Adorno: Günther, Sie wissen doch, dass ich hinter keiner Fahne

marschiere. Woraufhin Anders: Ach Teddy, dann marschieren sie doch vor der Fahne. Und daraufhin hat Adorno aufgelegt!

ERZÄHLERIN

Konrad Paul Liessmann:

O-TON (34) Konrad Paul Liessmann:

Und ich denke auch, dass das für ihn auch eine Quelle für Lebensenergie war (und eine Leistung), aber es hat ihn auch am Leben gehalten, dass er diesen Kampf führen wollte trotz aller persönlichen Betroffenheit und wie er auch zugegeben hat: Verzweiflung. Er ist nicht in Depressionen gefallen. Er hat dagegen *angeschrieben*.

ERZÄHLERIN

Raimund Bahr, Autor des Buches „Günther Anders, Leben und Denken im Wort“:

O-TON (35) Raimund Bahr:

Er war ja immer der Überzeugung, dass der Einzelne – da ist er zutiefst Marxist glaube ich – der Einzelne ist nicht von Bedeutung. Er hat sich unglaublich wichtig genommen für sich selbst. Er war davon überzeugt, dass er unfassbar klug ist, so ein Selbstbewusstsein hätte ich auch manchmal gerne. Das war die persönliche Ebene. Aber er war schon davon überzeugt, dass der Einzelne im Gesamtkontext keine Rolle spielt. Nur deswegen war es ihm überhaupt möglich, diese technischen Entwicklungen als gesellschaftliche Entwicklung zu sehen, weil er den Einzelnen als darin einmontiert sieht, dass er den Menschen sieht als einmontiert in einem technologischen System.

(...)

Ich glaube, er hatte ein interessantes Leben, hat gern ein Glas Wein getrunken, und hat ganz normal gelebt. Aber dieses tiefe profunde Denken, das ist etwas, was ihn auszeichnet. Dieses genaue Hinsehen. Er steigt vom Turm hinunter und geht hinunter, in Gegensatz zu Frau Glü.

O-TON (36) Kinderstimmen:

Als Frau Glü von dem höchsten Aussichtsturme aus in die Tiefe hinabblickte, da tauchte unten auf der Straße, einem winzigen Spielzeug gleich, aber an der Farbe seines Mantels unzweideutig erkennbar, ihr Sohn auf; und in der nächsten Sekunde war dieses Spielzeug von einem gleichfalls spielzeugartigen Lastwagen überfahren und ausgelöscht – aber das Ganze war doch nur eben die Sache eines unwirklich kurzen Augenblickes gewesen, und was da stattgefunden hatte, das hatte doch nur zwischen Spielzeugen stattgefunden.

„Ich geh nicht hinunter!“ schrie sie, sich dagegen sträubend, die Stufen hinabgeleitet zu werden, „ich geh nicht hinunter! Unten wäre ich verzweifelt!“

O-TON (37) Raimund Bahr:

Er eben weiß, dass er hinuntergehen muss! Wobei hier nicht hinunter in die Tiefen gemeint ist, sondern das Denken. Und wenn er sich diesem Denken stellen will, dann tritt automatisch hinter dem Denken das Persönliche zurück. // Für ihn war der Tod nichts Persönliches, sondern es geht um das gesellschaftliche System – deswegen kommt er ja auf die Notwehrfrage. Das gesellschaftliche System bedroht uns so sehr, dass es uns töten wird! Es gibt ja diese Notstandsfrage in den 80er Jahren, die bis heute meines Erachtens ungeklärt ist: Darf ich in der Demokratie gewalttätigen Widerstand leisten, wenn das System mich so sehr bedroht – und jetzt haben wir ja die grüne Debatte. Der Günther Anders würde sich freuen, wenn er die Leute sieht, die sich auf dem Boden ankleben auf der Autobahn. Weil das genau dieser Widerstand ist, den wir brauchen, sagte er. Gegen das technologische System, das uns überflüssig macht. Wir müssen dieses technologische System interpretieren, um es verändern zu können, damit wir *nicht* überflüssig werden als Menschen.

ERZÄHLERIN

Die letzten Jahre seines Lebens verbringt Günther Anders in einem Pflegeheim, gemeinsam mit seiner früheren Geliebten Elisabeth Freundlich:

O-TON (38) Raimund Bahr:

Elisabeth Freundlich war vorne beim Sozialraum bei der Schwingtür, und Günther Anders war ganz hinten im letzten Zimmer, wo eine tote Ecke war. Angeblich hat er auch immer rübergeschrien zu ihr, über den Gang: „Liesl, möchtest du nicht herkommen?“ Er hat versucht, bis zum letzten Tag selbstständig zu sein, sich selbst anzuziehen, sich selbst zu pflegen. Er hat auch auf das Äußere großen Wert gelegt. Das hat mir die Pflegerin erzählt. Die Elisabeth Freundlich hat ihm um etwa 10 Jahre überlebt, und sie sagte, als Günther Anders gestorben ist, kam niemand mehr zu Besuch, auf jeden Fall sehr wenige. Und sie hat sich irgendwann selbst vergessen, sie ist dement geworden. Nicht weil sie Alzheimer bekam, aber weil niemand mehr da war. Aber das muss ziemlich skurril gewesen sein, die Zeit im Heim, wo sie beide noch da waren, wenn man der Pflegerin glauben darf, die mir das erzählt hat.

ERZÄHLERIN

Konrad Paul Liessmann trifft Günther Anders noch einmal wenige Wochen vor seinem Tod.

O-TON (39) Konrad Paul Liessmann:

November 1992, als ich ihn im Krankenhaus besucht habe. Nach einem Unfall ist er zum Pflegefall geworden, und habe ihn dort noch einmal besucht. Und habe noch ein

bisschen sprechen können mit ihm, und er hat auch damals, obwohl er sich kaum noch bewegen konnte, geschrieben. Er hat *geschrieben* wirklich bis zuletzt!

ERZÄHLERIN

Schon 1961 hatte Günther Anders „Die beweinte Zukunft“ geschrieben, eine Geschichte über den verzweifelten Noah. Ein archetypisches Bild, das wohl in seinem Inneren hauste: Noah, der zum Komödianten wird, in einem letzten verzweifelten Versuch, die Menschen zu erreichen, zu berühren, zu überzeugen.

SCHREIBMASCHINE

GÜNTHER-ANDERS-SPRECHER:

(Erste Worte im Schreibmaschinenrhythmus) D-i-e b-e-w-e-i-n-t-e Z-u-k-u-n-f-t. Als Noah von seinem hundertsten Warnungsgang nach Hause zurückgekehrt war, da konnte er es sich nicht mehr verhehlen, daß so weiterzumachen, wie er es nun, niemals beraten von seinem Gotte und jedesmal auf eigene Faust hundert Male getan, wirklich keinen Sinn mehr hatte. Denn auch diesmal war es ihm nicht gelungen, auch nur einen einzigen seiner Mitbürger zum Bau seiner Archen anzuwerben, auch diesmal waren die Wenigen, denen er sich hatte aufdrängen können, auf nichts anderes gierig gewesen als auf das gerade Allerneueste; und auch diese hatten sich sofort beiseitegedrückt, wenn er ihnen mit der Flutwarnung gekommen war (mit „seiner Flut“, wie sie es nannten), weil sie von dieser ja gestern schon gehört hatten und vorgestern und vorgestern.

Da geriet Noah in Zorn und zerriß die Bögen, auf denen er in langer Jahre Arbeit die Flotte seiner hundert Archen entworfen hatte und sprach: „Du kannst sie wiederhaben“, und warf sie seinem Gotte hin. Und begann, auf und ab zu wandern wie ein Löwe in seinem Käfig.

„Hundert Male“, haderte er, „habe ich meine Geduld bewiesen. Meine Füße sind geschwollen, meine Kehle hat sich wundgeschrien, meine Geschäfte habe ich verkommen lassen, und meinem Erstgeborenen bin ich fremd geworden. Aber ich habe meiner Wunden nicht geachtet, bei den Vorwürfen meines Sohnes habe ich mich fortgewendet – denn ich habe mich nicht abfinden können mit den Toten von morgen und bin auf die Jagd gegangen jeglichen Tag, um den Blinden die Augen zu öffnen und um den Tauben in ihre verstopften Ohren hineinzuschreien, daß die Flut nicht meine ist, sondern Deine, und daß sie ihre Hände nun selbst werden rühren müssen. Und habe Deine Partei ergriffen und habe ihnen zugesagt, daß auch Du sie in Deiner Langmut errettet zu sehen wünschst, und wäre es am Vorabend des Verderbens. Ich habe sie abgefangen wie ein Bettler, ich habe sie am Rock festgehalten wie ein Wegelagerer, ich bin ihnen nachgesprungen, wenn sie sich losrissen, und ich habe ihre Wut nicht gescheut und für nichts geachtet den Ruf der Lächerlichkeit. Aber du hast Dein Angesicht fortgewendet, auch du hast den Blinden gespielt, auch du den Tauben,

wenn ich Dich anrief in meiner Ratlosigkeit und dich anflehte um eine Weisung, wie ich sie doch festhalten könnte und doch eindringen in ihre Verstocktheit.

Nun aber ist es genug. Denn für die Klagen ist die Frist, die Du mir gelassen hast, zu kurz, und ich werde es mir ersparen, ihren Mängeln weiter nachzujammern. Sondern ich werde ihre Schwächen verwenden, so wie Du sie geschaffen hast, und ich will sie zu meiner Stärke machen. Die im Trug leben, die werde ich betrügen. Die verführt sind, noch einmal verführen. Die neugierig sind, noch neugieriger machen. Die sich nicht ansprechen lassen, die sollen mir nachstellen mit ihren Fragen. Und die ängstlich sind, noch ängstlicher gemacht werden, bis daß sie teilhaftig werden der Wahrheit. Durch Gaukelei werde ich sie erschrecken. Und durch Schrecken zur Einsicht bringen. Und durch Einsicht zum Handeln. Ich warne Dich also. Spiele mir nicht den Erstaunten, wenn Du mich unter den Komödianten entdeckst. Dein Erstaunen wird mich kalt lassen, Deine Gekränktheit wird mir den Schlaf nicht rauben. (...) – So also warnte er seinen Gott, zornig zugleich und liebend, und machte sich ohne Verzug daran, seine Ankündigung wahrzumachen.

Als er wenige Augenblicke später auf die Straße hinaustrat, da hatte er seine Warnung wahrgemacht. Denn nun spielte er eine Rolle, und sogar eine, die den Bräuchen seines Volkes zuwiderlief und die heiligsten Satzungen seines Gottes aufs allerschroffste beleidigte. Nicht genug damit, daß er sich nun plötzlich um einen Kopf kleiner gemacht und als geschlagener Mann dastand – er war auch in Sack und Asche gekleidet, also in das Trauergewand, das außer nach dem Tode eines Nächsten zu tragen das schwerste Vergehen darstellte, und das bei anderen Gelegenheiten auch nur anzuschauen noch niemandem je in den Sinn gekommen war. (...) Er hatte sogar sein Haupt mit Asche bestreut, was nur demjenigen erlaubt und nur demjenigen geboten war, der einen Sohn verloren hatte oder eines seiner Lieblingsweiber.

So also: in allertiefster Trauer, verkleidet in das Kostüm der Wahrheit, ein Schauspieler des Schmerzens, der sein wirklicher Schmerz war, ein Hinterbliebener der Toten von morgen, so also stand er in der Mittagsglut seiner ausgestorbenen Straße. Und war nun fest dazu entschlossen, jene Schwächen und Laster seiner Mitbürger, deren Neugierde, deren Schadenfreude und deren Aberglaube, die er bisher immer nur gescholten, nun aufs allerweiseste zu verwenden; und jene Indolenten, die anzusprechen oder deren Vernunft zu erreichen er niemals zuwegegebracht, nun aufs skrupelloseste dazu zu verleiten, daß *sie ihn* ansprächen. Und stand und wartete.

Da aber auf Neugierde guter Verlaß ist, brauchte er nicht lange zu warten. Denn im offenen Fenster des Hauses gegenüber lag, obwohl sich allerneuestes noch niemals in diese Gasse verirrt hatte, eine Frau, die seit Jahren nichts Besseres zu tun gehabt hatte als von morgens bis abends nach den Allerneuesten Ausschau zu halten. Kaum hatte Noah diese Alte erspäht, als er, entschlossen, sich ihrer zu bedienen, noch kläglicher in sich zusammensank, und schließlich, um es ihr so leicht wie möglich zu machen, sich sattzusehen an seiner Erniedrigung, zum lebenden Bilde des völlig zusammengebrochenen Mannes erstarrte. Und siehe: er hatte sich nicht verrechnet.

Denn schon drängelten sich zwei weiteren Frauen neben die erste, und während die eine auf ihn wies, wies die andere auf die gegenüberliegende Straßenseite. Denn auch dort hatte er bereits sein Publikum, auf einem der Balkons stritt man bereits um den besten Platz. (...)

So also stand es um den großen Schauspieler Noah und um sein Publikum, als seine Chargen einzogen, um ihm ahnungslos die Stichworte für seine Rolle einzusagen. Denn nun näherten sich die fünf Frommen, die, schwatzend aus dem Tempel heimkehrend, den gebrochenen Mann entdeckten und, nachdem sie sich tuschelnd miteinander verständigt, auf ihn zutraten, um ihm beizustehen.

„Dir ist jemand gestorben?“ erkundigte sich schonend der Erste.

Noah schien aus der Starre seines Schmerzes erst erwachen zu müssen. „Ob mir jemand gestorben ist?“ wiederholte er langsam. Und nach einer Weile, ohne aufzublicken: „Siehst du denn das nicht?“

Die Fünf nickten teilnehmend.

„Was hat er gesagt?“ rief einer der Zuschauer schallend hinunter.

„Ihm ist einer gestorben, hat er gesagt!“ rief einer von der Straße ebenso schallend hinauf.

„Das sehen wir alleine!“ kam es von oben. „Aber wer?“

„Wer ist dir denn gestorben?“ erkundigte sich da sanft der Zweite.

„Wer mir gestorben ist?“ wiederholte Noah langsam. Und nach einer Weile, ohne aufzublicken: „Weißt du denn das nicht? Viele sind gestorben.“

Die Fünf gaben einander fragende Blicke.

„Was hat er da gesagt?“ kam es schallend von oben.

„Viele sind ihm gestorben, hat er gesagt!“ rief der Dolmetsch ebenso schallend hinauf.

Da wurde es oben unruhig. „Namen!“ rief Einer, und „Wer sind denn diese Vielen?“ ein Anderer.

„Wer sind denn diese Vielen?“ erkundigte sich da der Dritte voller Mitleid.

„Wer diese Vielen sind?“ wiederholte Noah langsam. Und nach einer Weile, ohne aufzublicken: „Weißt du denn das nicht? Wir alle sind diese Vielen.“

Die Fünf runzelten die Stirnen.

„Was hat er da wieder gesagt?“ kam es schallend von oben.

„Wir alle sind diese Vielen, hat er gesagt!“ rief der Dolmetsch schallend hinauf.

„Ich nicht!“ rief da Einer hinunter, und: „Wann soll denn das passiert sein?“ ein Anderer.

„Wann ist dieses Unglück denn geschehen, lieber Noah?“ erkundigte sich da der Vierte.

„Wann dieses Unglück geschehen ist?“ wiederholte Noah langsam. Und nach einer Pause, ohne aufzublicken: „Weißt du das denn wirklich nicht? Morgen ist es geschehen.“

Die Fünf gaben einander erschreckte Blicke.

„Was hat er da wieder gesagt?“ kam es schallend von oben.

„Morgen ist es geschehen, hat er gesagt!“ echote der Dolmetscher hinauf.

„Morgen ist gut!“ höhnte da Einer, und ein Anderer: „Warum nicht übermorgen?“ und ein Dritter: „Das ist ja ganz was Neues!“ Und sie lachten und tippten sich auf die Stirnen.

„Wirklich, mein lieber Noah“, meinte da der Fünfte, „das ist etwas neuartig für uns. Wie soll denn das möglich sein?“

„Wie das möglich sein soll?“ wiederholte Noah langsam. Und nach einer Pause, ohne aufzublicken: „Weißt du denn das wirklich nicht? Weil es übermorgen etwas sein wird, was gewesen *ist*.“

Die Fünf trauten sich nicht mehr, einander anzublicken.

„Was hat er da wieder gesagt?“ kam es von oben.

Da aber hatte der Alte genug von seinen Helfern. Mit einer einzigen Bewegung hatte er den Dolmetsch nach hinten befördert. Und wie er nun dastand, von neuem aufgerichtet in seiner Ehrfurcht gebietenden Größe, da brachte er die Lacher sofort zum Verstummen, die Fünf traten ängstlich um einen Schritt zurück, und sogar die in den Logen schienen plötzlich zu versuchen, die hinter ihnen Nachdrängenden zurückzuschieben, um sich Luft zu schaffen. Denn nun erst hatten sie erkannt, daß nicht nur sein Kleid mit Asche verschmiert war, sondern auch sein Gesicht, und daß er aussah wie einer, der dem Grabe entstiegen war (...)

„Ihr habt es gehört“, begann Noah nun von neuem. „Übermorgen wird die Flut etwas sein, was *gewesen ist*. – Und ihr wißt, was das bedeutet. Oder solltet ihr selbst das nicht wissen?“

Da geschah es zum ersten Male, daß niemand den Mund öffnete, um zu antworten.

„Wenn ihr es nicht wißt“, fuhr er fort, und er beschrieb mit seiner Linken einen Bogen, der den ganzen Umkreis des Geschaffenen zu umfassen schien: die Fünf, die vor ihm standen; die Hunderte, die die Galerien anfüllten; die Stadt, die sich hinter ihren Häusern ausdehnte; die Hügel, die hinter ihrer Stadt aufstiegen; und die Welt, die hinter ihren Hügeln begann, um nirgendwo zu enden – „dies hier bedeutet es. Wenn nämlich die Flut übermorgen etwas sein wird, was *gewesen ist*, dann heißt das: dies hier, nämlich alles, was *vor* der Flut gewesen, wird etwas sein, was *niemals* gewesen ist. Nein, niemals. Und ihr wißt, warum niemals. Oder solltet ihr selbst das nicht wissen?“

Da geschah es zum zweiten Male, daß niemand seinen Mund auftat. Und Noah spürte, daß der Augenblick für seinen Angriff näherrückte.

„Weil es“, erklärte Noah an ihrer statt, „wenn die Flut morgen kommt, fürs Erinnern zu spät sein wird und zu spät fürs Betrauern. Und weil es dann niemanden mehr geben wird, der sich unser wird entsinnen können, und niemanden, der uns wird betrauern können. Nein, niemanden. Und ihr wißt auch, warum niemanden. Oder solltet ihr selbst das nicht wissen?“

Da blieben sie zum dritten Male stumm. Und Noah wußte, daß sie nun beinahe sturmreif waren.

„Weil kein Unterschied sein wird“, antwortete Noah an ihrer statt, „zwischen Weinenden und Beweinten, weil die Totenkläger in den Wassern dahintreiben werden neben den Toten, die Segnenden neben den zu Segnenden, die Zukünftigen neben den Gewesenen, und weil wir alle betrogen sein werden um unseren Kaddisch.“

Da es nichts gab, was ihnen tieferen Schrecken hätte einjagen können als die aussichtslose Aussicht auf einen Tod ohne Kaddisch; und da nur dieser Tod für sie wirklichen Tod bedeutete, machte Noah eine Pause, um abzuwarten, bis dieser Schrecken ganz und gar Besitz von ihnen ergriffen haben würde. Einem der Fünf bebten zwar die Lippen, aber Sprache kam auch aus dessen Munde nicht. Da erkannte Noah mit Genugtuung die Wirkung seiner Worte und wußte, daß sein Augenblick nun gekommen war.

„Wenn ich hier vor euch stehe“, fuhr er nun fort, „so weil ein Auftrag an mich ergangen ist. Der Auftrag, diesem Schlimmsten zuvorzukommen. – Drehe die Zeit um – sprach die Stimme zu mir, – nimm den Schmerz schon heute vorweg, vergieße die Tränen im voraus! Und das Totengebet, das du als Knabe gelernt, um es am Grabe deines Vaters zu sprechen, das bete nun für die Söhne, die morgen sterben werden, und für die Enkel, die niemals geboren sein werden! Denn übermorgen wird es zu spät sein! – So lautete der Auftrag.“

Die Fünf, die ihn umstanden, versuchten abwehrend die Hände zu heben. Aber selbst das gelang ihnen nicht mehr.

Denn da hatte Noah, der keine Verzögerung mehr zuließ, den Kaddisch bereits heulend angestimmt. Und wie frevelhaft es auch sein mochte, wie dreifach frevelhaft, ihn am falschen Ort, zur falschen Zeit und für die Falschen anzustimmen – da die Einen es für undenkbar hielten, daß eine solche Schändung der von Gott selbst eingesetzten Sitte ohne Einverständnis Gottes hätte durchgehen können; und die Anderen schon nicht mehr gewiß waren, ob sie denn, da sie in den Segen nun miteinbezogen waren, wirklich noch den Lebenden zugehörten oder nicht vielmehr schon den Toten; und da den einmal begonnenen Segen zu unterbrechen ein weiterer Frevel gewesen wäre; und da selbst den Fünfen keine Regel bekannt war, die die Sühnung eines so ungeheuerlichen Verbrechens vorgesehen hätte – aus allen diesen Gründen war niemand da, der Noah ins Wort gefallen wäre oder der ihn davon abgehalten hätte, den Text bis zum letzten Wort durchzusingen. In die Strophenpausen drangen zwar Stimmen aus den Nebenstraßen, die Rufe der Eseltreiber und der Obsthändler, aber die schienen bereits ungültig und gewesen. – Und so geschah es, daß dieses Unerhörte plötzlich etwas war, was geschehen *war*, also nun *nicht* mehr war; und daß dieses ein für allemal Geschehene rückgängig zu machen nun nicht mehr in Frage kommen konnte.

(...) die Fünf standen noch immer wie gelähmt, und die Balkons blieben noch immer angefüllt mit den reglosen Opfern seines Segens. Und keiner hätte wohl sagen können, wie lange er so dagestanden, ehe Noah seine Hand ausstreckte, um zu prüfen, ob es schon regnete, und „Noch ist es Zeit“ sagte und: „Es ist heute“; und sie mit den Worten: „die Vorstellung ist beendet“ freiließ und in seinem Hause verschwand.

Dort aber legte er sein Sackkleid ab, wusch sich und saß bald wieder an seinem Arbeitstische. Kaum aber war er damit fertig geworden, eine erste neue Arche zu entwerfen, *die Arche*, als es klopfte.

Da trat ein Zimmermann ein, der eine Axt in seiner Rechten trug. Und Noah fragte: „Was wünschst du?“ – Und der sprach: „Es wird finster draußen. Laß mich mitbauen. Damit dein Kaddisch unwahr werde!“ – Und Noah hieß ihn willkommen. Und es klopfte zum zweiten Male.

Da trat ein Dachdecker ein, der einen Korb voll Schindeln anschleppte. Und dieser sprach: „Über den Hügeln regnet es. Laß mich mitbauen. Damit es unwahr werde!“ – Und Noah hieß auch ihn willkommen. Und es klopfte zum dritten Male.

Da trat ein Steuermann ein und wischte sich den ersten Tropfen aus dem Haar. Und sprach: „Was taugen uns morgen noch Landkarten? Ich komme mit leeren Händen. Aber laß mich mitbauen. Damit es unwahr werde!“ Und auch ihn hieß Noah willkommen, und es klopfte zum vierten Male und noch viele weitere Male. Da streckte Noah seine Beine weit von sich, denn seine Spannung war nun vorüber und sprach: „Es ist soweit. Wir können anfangen.“ – Und da sie zusammen auf den Hof hinaustraten, da prasselte es bereits auf das Teerdach des Geräteschuppens, und sie begannen mit ihrer Arbeit im strömenden Regen.

Und nicht nur die Arche wäre niemals gebaut worden, die *eine* klägliche Arche, die schließlich zustande kam anstelle der stolzen Flotte, die er einst erhofft und entworfen hatte; sondern auch wir wären nicht da, wir, seine Urenkel, und keiner von uns hätte je die Freude gehabt, die Schönheit der wiederergrüneten Welt zu bewundern; und auch Gott würde nicht thronen über seinen Geschöpfen, sondern über verstummtem Gelände, das ihn anöden würde in alle Ewigkeit – hätte nicht Noah den Mut aufgebracht, zu hadern, Komödie zu spielen, in Sack und Asche aufzutreten, die Zeit umzudrehen, die Tränen im Voraus zu vergießen und den Totensegen zu sprechen für die noch Lebenden und die noch nicht Geborenen.

Musik

Absage

Musik

Musikliste

1. Stunde

Titel: (1) Für Alina

Länge: 05:18

Interpret: Jeroen van Veen

Komponist: Arvo Pärt

Label: Brilliant Classics Best.-Nr: 95053

Plattentitel: Für Anna Maria. Complete piano music

Titel: 1. Satz: Toccata aus: Partita, op. 2 (für Bruno Lukk)

Länge: 00:50

Interpret: Jeroen van Veen

Komponist: Arvo Pärt

Label: Brilliant Classics Best.-Nr: 95053

Plattentitel: Für Anna Maria. Complete piano music

Titel: (3) Ukuaru valss

Länge: 02:54

Interpret: Jeroen van Veen

Komponist: Arvo Pärt

Label: Brilliant Classics Best.-Nr: 95053

Plattentitel: Für Anna Maria. Complete piano music

Titel: Sequenza 4 (für Klavier)

Länge: 04:11

Ensemble: Ensemble Intercontemporain

Komponist: Luciano Berio

Label: Deutsche Grammophon Best.-Nr: 457038-2

2. Stunde

Titel: (1) Für Alina

Länge: 06:01

Interpret: Jeroen van Veen

Komponist: Arvo Pärt

Label: Brilliant Classics Best.-Nr: 95053

Plattentitel: Für Anna Maria. Complete piano music

Titel: 2. Satz: Fughetta aus: Partita, op. 2 (für Bruno Lukk)

Länge: 01:04

Interpret: Jeroen van Veen

Komponist: Arvo Pärt

Label: Brilliant Classics Best.-Nr: 95053

Plattentitel: Für Anna Maria. Complete piano music

Titel: Kaddisch
Länge: 04:21
Interpret: Manfred Lewandowski
Komponist: Maurice Ravel
Label: Barbarossa Best.-Nr: 01317-2
Plattentitel: Es wird nicht untergehen - Jüdisch-liturgische Gesänge aus Berlin - Historische Aufnahmen aus den Gesänge aus Berlin - Historische Aufnahmen aus den Jahren 1908-1937

3. Stunde

Titel: (1) Für Alina
Länge: 04:25
Interpret: Jeroen van Veen
Komponist: Arvo Pärt
Label: Brilliant Classics Best.-Nr: 95053
Plattentitel: Für Anna Maria. Complete piano music

Titel: 4. Satz: Ostinato aus: Partita, op. 2 (für Bruno Lukk)
Länge: 02:08
Interpret: Jeroen van Veen
Komponist: Arvo Pärt
Label: Brilliant Classics Best.-Nr: 95053
Plattentitel: Für Anna Maria. Complete piano music

Titel: (3) Ukuaru valss
Länge: 02:54
Interpret: Jeroen van Veen
Komponist: Arvo Pärt
Label: Brilliant Classics Best.-Nr: 95053
Plattentitel: Für Anna Maria. Complete piano music

Titel: Sequenza 4 (für Klavier)
Länge: 03:11
Ensemble: Ensemble Intercontemporain
Komponist: Luciano Berio
Label: Deutsche Grammophon Best.-Nr: 457038-2